

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1910

---

Nr. 266

---

Dr. jur. Jakob Escher-Bodmer, gew. Oberrichter

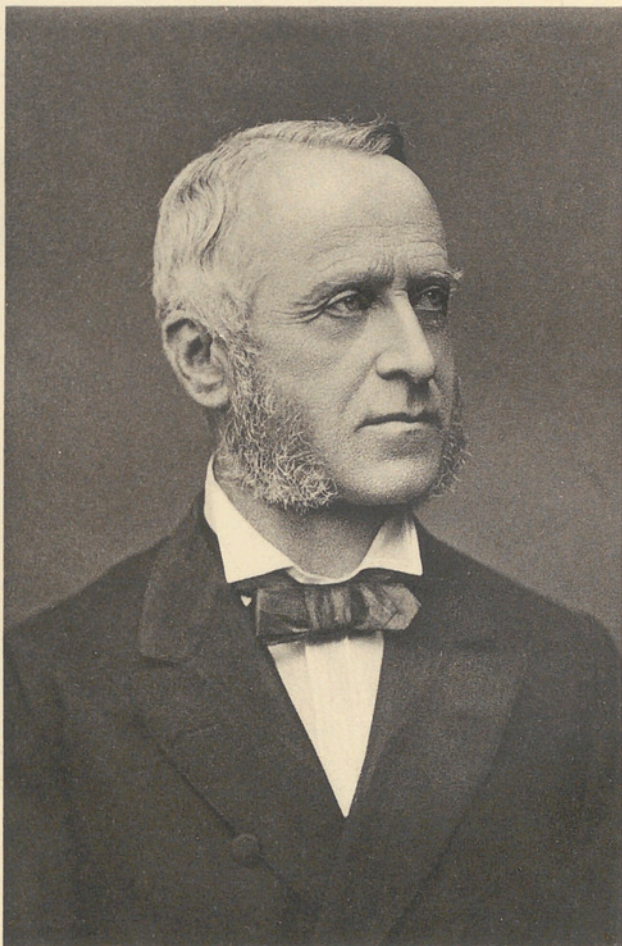
(1818—1909)

von

Dr. Conrad Escher.







Phot. Fr. Luckhardt

J. ESCHER-BODMER

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1910

---

Nr. 266

---

Dr. jur. Jakob Escher-Bodmer, gew. Oberrichter

(1818—1909)

von

Dr. Conrad Escher.



**Z**u Ehren des am Anfang des vergangenen Jahres verstorbenen Dr. Jakob Escher-Bodmer, Oberrichter, möchte die Zürcher Stadtbibliothek in ihrem Neuja-  
hresblatt ein bescheidenes Denkmal stiften. Seine großen Verdienste um das allgemeine Wohl berühren zwar nicht speziell unsere Bibliothek. Jakob Escher hat sein Talent, seinen Fleiß und seine ausgedehnte Bildung in den Dienst der zürcher-  
ischen Rechtspflege gestellt; — aber auch unsere Bibliothek hat ihm sehr vieles zu verdanken, und er war ihr jederzeit ein guter Freund. Während einund-  
fünfzig Jahren gehörte er ihrem Konvent als Mitglied an, und die Stelle eines  
Vizepräsidenten bekleidete er während drei Jahrzehnten. Als Escher Anfang  
der achtziger Jahre sich aus dem Obergericht zurückzog, verwendete er einen  
Teil seiner Mußezeit dazu, einen Katalog der Bücher aus dem Gebiete der  
Staatswissenschaften, welche die Bibliothek besitzt, anzufertigen. Es ist dies ein  
stattlicher Folioband, in welchem alle diese Bücher mit des Verfassers sauberer  
Handschrift in großer Zahl eingetragen sind. Er wollte den Lehrern und  
Studierenden das Auffinden der älteren Werke aus diesem Gebiet eher ermög-  
lichen. Mit seinen freiwilligen Beiträgen zu gunsten der Bibliothek hielt der  
Verstorbene nie zurück, und auch in seinen letztwilligen Verfügungen hat er  
sein geneigtes Wohlwollen für unsere Anstalt deutlich bekundet.

Eine von dem Verstorbenen vor etwa fünfundzwanzig Jahren verfaßte  
Selbstbiographie, sowie eine Anzahl weiterer Aufzeichnungen erleichtern es nun  
aber nicht wenig, ein Lebensbild desselben zu zeichnen. Jene ist mit großer  
Sorgfalt und mit einer Wahrhaftigkeit und Objektivität geschrieben, wie sich dies  
wohl nur selten findet; aber diese Eigenschaften waren eben unserem Freunde  
durchaus eigen. Wer die Selbstbiographie liest und das, was dieser darin von  
sich selbst sagt, wird immer und immer wieder finden, dies alles sei gewiß durch-  
aus getreu, so und nicht anders sei es gewesen — und so habe er gehandelt.

Alle diese Papiere werden in des Verstorbenen Familie mit Pietät gewiß  
noch während langer Zeit aufbewahrt werden, aber es ist zu wünschen, daß  
sie später einmal in das von der Stadtbibliothek gegründete Archiv für Familien-  
schriften gelangen, denn hier hinein gehören sie so recht eigentlich und werden  
noch in den spätesten Zeiten eine Zierde desselben bilden.

**J**akob Escher war sowohl väterlicher- als mütterlicherseits ein direkter Nachkomme des berühmten Bürgermeisters Heinrich Escher, der im Jahre 1710 starb, nachdem er viele Jahre an der Spitze des zürcherischen Staatswesens gestanden und mit Recht ein hohes Ansehen in der gesamten alten Eidgenossenschaft genossen hatte. Durch seinen Vater stammte Jakob Escher im fünften Glied von dem ältesten Sohn des Bürgermeisters, Hans Conrad, ab. Dieser Sohn hatte im Jahre 1702 die Häuser zum Wollenhof und zum Luchs in der hintern Schipfe erworben und zur Fabrikation von Seidenstoffen umgebaut. Er betrieb diesen Erwerbszweig mit großem Erfolg und legte den Grund zu dem Seidenfabrikationsgeschäft Salomon Escher, welches bis vor etwa vierzig Jahren im Wollenhof geführt wurde und als eines der allerbedeutendsten unserer Stadt galt. Durch seine Mutter stammte anderseits Jakob von dem vierten Sohn des Bürgermeisters ab. Derselbe, Hans Rudolf, war auch ein in seiner Zeit hervortretender Mann, der sich mehr den Staatsgeschäften widmete. Er war einmal Landvogt in Kyburg und Ratsherr von der freien Wahl.

Jakob Eschers Vater, Heinrich Escher im Wollenhof, geb. 1790, war ohne Zweifel ein Mann von sehr gutem Verstand und viel Charakter. Er betrieb mit seinem Bruder Martin das Fabrikationsgeschäft Salomon Escher. Er hatte in seinem ganzen Wesen etwas durchaus einfaches, und seine Aufmerksamkeit war mehr auf das Praktische als auf das Ideale gerichtet, jedoch sind schöne Züge seines edlen Geistes und Beispiele seines Wohltätigkeitssinnes bekannt. Er scheute sich nicht, auch etwa Funktionen zu verrichten, zu denen viele seines Standes sich nicht herbei gelassen hätten. So bekleidete er längere Zeit die Stelle eines Wendrohrführers, später auch des Kommandanten der Weisenspritze und leistete als solcher bei dem bekannten Brand auf dem Mühlesteg etwa Anfang der vierziger Jahre treffliche Dienste. Als guter und eifriger Schütze war er bei einer Reserve-Scharfschützen-Kompagnie eingeteilt und zwar als Unteroffizier. Seine Brüder waren Offiziere, Jakob, der Oberrichter und spätere Stadtpräsident, Hauptmann, und Martin, der in Zürich wohlbekannte Direktor Escher, gewesener Präsident des kaufmännischen Direktoriums und der Direktion der ersten Eisenbahngesellschaft Zürich—Baden, Lieutenant bei der gleichen Kompagnie. Heinrich wollte immer Unteroffizier bleiben. Er hatte



aus seiner Zeit der Militärdienste eine hübsche Erinnerung, die er gern etwa im Familientreise mittheilte. Während der Kriegsjahre im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war einmal einer der Kaiser, entweder derjenige von Oesterreich, oder wahrscheinlich eher der Zar von Rußland, in Zürich anwesend und fuhr mit seinem Gefolge vom Rathhaus weg durch die damals noch sehr enge Passage bei der Metzg, wo sich jetzt die schöne breite Straße zwischen der Fleischhalle und der Hauptwache einerseits und dem Museum und Schnecken anderseits befindet. Der kaiserliche Wagen blieb in diesem Engpaß einen Augenblick stecken, indem ein Rad an einer Hausecke anstieß. Der Scharfschützenunteroffizier Heinrich Escher und ein anderer breitschultriger Schütze, die beide auf der Hauptwache stationiert waren, leisteten aber sofort Hilfe, indem sie mit kräftigem Arm eingriffen und den Hinterwagen der kaiserlichen Equipage von der Hausecke weg in die Straße hinaushoben. Jakob Escher erzählte daher, daß sein Vater sich gerühmt habe, einen Kaiser in seinem Wagen „herumgelupft“ zu haben.

Jakobs Mutter, Luise geb. Escher, war eine mehr schüchterne und etwas besangene Frau, die ihre Erziehung zum Teil auf dem Lande in Meilen erhalten hatte. Sie übte aber jedenfalls, wie auch der Vater, auf den Sohn einen trefflichen Einfluß aus und widmete sich seiner Erziehung mit großer Hingebung, wie umgekehrt auch der Sohn mit Liebe und Treue an der Mutter hing.

### Erste Jugendzeit.

Jakob Escher kam am 18. Februar 1818 zur Welt. Er wurde am 25. Februar gleichen Jahres in der St. Peterskirche getauft, wobei als Paten funktionierten der väterliche Oheim J. J. Escher, Oberrichter und eine mütterliche Tante, Anna Bodmer im Windegg. Im Sparhafenbüchlein des Knaben trug der Vater ein Jahr später die Notiz ein, daß Jakob 25 1/2 Pf. Zürch.=Gew. wäge, was 26,95 Schweizerpfunde oder 13,47 Kilo ausmache. In den ersten Jugendjahren war der Knabe sehr fett, was ihm dann von Seite seiner Schulkameraden allerlei Neckereien zuzog. Später verlor sich diese unwillkommene Fülle, wohl namentlich infolge der körperlichen Anstrengungen beim Turnen, Schwimmen ußf. Als Knabe schon war Jakob im Lernen immer fleißig, aufmerksam und durchaus verständig. Sein ganzes Wesen zeigte etwas Geordnetes, namentlich auch infolge der strengen Hausordnung, welche der Vater beobachtete. Derselbe begegnete seinen Söhnen mit Liebe, doch verwöhnte er sie nicht. Sie mußten gehorchen und um sie hieran zu gewöhnen, wurden ihnen auch Strafen hie und da nicht erspart. Dagegen war „Schaggeli“, wie man ihn nannte, körperlich nicht sehr gewandt, eher etwas unbeholfen und furchtsam, Eigenschaften, gegen die er übrigens später mit großem Erfolg angekömpft hat. Strenge

gegen sich selbst war immer eine seiner besten Qualitäten und sowohl in dieser Beziehung, als auch in anderer Hinsicht ist ihm eine gewisse Beharrlichkeit und Willensstärke sehr zu statten gekommen.

Jakob Eschers Geburts- und Stammhaus war der Wollenhof, dessen Fronte gegen die Limmat hier zu sehen ist. Bis in die Jugendjahre unseres



Jacq. Hintermeister, 1835.

### Der Wollenhof

Freundes hat über dem Bogen, unter dem der Weg zur Schipfe führt, der Spruch gestanden:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand;  
Zum Wollenhof ist es genannt.“

Bei einem Umbau wurde dieser Spruch entfernt, galt aber gleichwohl im Hause, so lange dasselbe in der Escher-Familie blieb. An dieses Haus knüpfte sich sein Leben in den ersten dreißig Jahren an und gerade so, wie unser Bild zeigt, sah der Wollenhof zu jener Zeit aus. Zu unterst haben wir den Keller und die Waschküche, zu ebener Erde folgten die Gewerbsräumlichkeiten und in den obern Stockwerken befanden sich die Wohnungen. Die südliche bewohnten

die Eltern unseres Jakob, die nördliche dagegen in früherer Zeit der Onkel Martin mit seiner Familie. Oberhalb dem Haus gegen den Lindenhof zu lag der schöne Garten mit Blumenbeeten und einem Raum zur Aufbewahrung der Kübelpflanzen. Der Vater war ein großer Freund der Blumen und sparte das Geld nicht, wo es sich darum handelte, seine Sammlung, soweit möglich, mit seltenen Pflanzen zu bereichern. So galt der Garten als einer der sehenswertesten der Stadt und im Frühjahr, wenn das Wetter es gestattete, die Fenster des langen Korridors zu öffnen, in welchem die blühenden Pflanzen auf Gestellen gruppiert waren, standen die Vorübergehenden gerne still, um die Menge von Kamelien, Rhododendren, Azaleen und andern Blumen zu bewundern, welche sich hier beisammenfanden. Der Wollenhof war übrigens sehr abgelegen und schwer zugänglich, namentlich für Fuhrwerke. Die in demselben aufwachsenden Knaben hatten wenig Verkehr mit andern Kindern, am meisten noch mit den Zöglingen des Waisenhauses. Der Vater und der Onkel Martin förderten aber auch stets die Beziehungen zu dieser Anstalt. Bei ihnen bestand schon frühe die Sitte, daß zu ihnen auf Ostern Waisenkinder zum Essen und zum „Ostereier verbergen“ eingeladen wurden, und zwar in das Haus des Vaters Knaben, in dasjenige des Onkels Mädchen. Später gestaltete sich dieser Brauch um; statt der Einladungen erhielten die Waisenkinder Geschenke aus dem Wollenhof. Und noch später schenkte der Vater dem Waisenhaus ein gewisses Kapital mit der Bestimmung, daß dessen Zinse je am Ofterfeste für Geschenke an die Waisen und auch in anderer Art verwendet werden. Von daher rührte das Interesse, das Jakob und seine Brüder immer für das Waisenhaus und seine Zöglinge bewahrten.

Brüder hatte J. Escher zwei: Heinrich, geb. 1817, und Martin, geb. 1819. Er stund mit denselben jederzeit im herzlichsten Einvernehmen. Heinrich war Kaufmann und lebte während längerer Zeit in New York als Repräsentant des Hauses Sal. Escher. Auch er starb in hohem Alter. Martin, mit schönen Gaben ausgerüstet und von trefflichem und angenehmem Charakter, starb dagegen schon im Alter von fünf und zwanzig Jahren. Er litt an einer Verkümmung des Rückgrats, die, wie zu erwarten war, den frühen Tod verursachte.

### Schulzeit.

Nach dem zurückgelegten fünften Altersjahr kam Jakob Escher in die Schoch'sche Privatschule im Küras, einem Haus an der Augustinergasse. Vorsteher derselben war ein Herr Schoch, welcher das Amt eines Pfarrers an der Strafanstalt bekleidete und daher als „Herr Pfarrer Schoch“ bezeichnet wurde, zur Unterscheidung von seinem Bruder, welcher den Unterricht im Schönschreiben erteilte und darum kurzweg „Schreib-Schoch“ hieß. Der Unterricht im Lesen,

Schreiben und Rechnen war gut und auch die Disziplin eine löbliche. In der Selbstbiographie liest man, daß Herr Pfarrer Schoch eine gewisse Fertigkeit darin besaß, einem Schüler, den er unaufmerksam und mit fremden Dingen beschäftigt sah, über mehrere Bänke hinweg ein Lineal auf die Finger zu werfen.

Im Jahre 1827 erfolgte der Übergang in die Bürgerschule, jetzt Realschule, und zwar an den Teil, welcher Lateinschule hieß. Es gab hier nämlich zwei Abteilungen; in der einen, die im Chorherren-Gebäude beim Großmünster, jetzt höhere Töchterschule, untergebracht war, wurde Lateinisch betrieben, in der andern beim Fraumünster Französisch. Nach dieser Bürgerschule kam dann die sogenannte Gelehrtenschule, entsprechend dem jetzigen untern Gymnasium, und weiterhin die Schola Carolina, gewöhnlich genannt die „Siebente“ oder Collegium humanitatis und die „drei Achten“. An die französische Schule aber schloß sich an die Kunstschule und das Technische Institut. In dieser Gelehrtenschule war der Hauptlehrer ein Geistlicher, Herr Hardmeyer; derselbe war in Bayreuth Prediger gewesen, hatte aber wegen zu freisinniger Ansichten von seiner Stelle zurücktreten müssen. Neben demselben wirkten die drei Brüder Hafner, Kaspar, Salomon und Heinrich; der Verfasser erinnert sich noch sehr gut an die letztern zwei. Der Unterricht des „Sali“ Hafner wahr wohl nicht so übel, weil anregend und mit einer gewissen Frische und Munterkeit erteilt. „Heiri“ Hafner dagegen, früher Bäcker, ließ als Lehrer mehr zu wünschen übrig. Beide Brüder waren große, hagere, aufrechtgehende Männer.

Der Übertritt in die Bürgerschule hatte für Jakob Escher auch die nützliche Folge, daß er nun aus seinem engen Kreise etwas mehr herauskam. Er mußte nun jeden Tag vor- und nachmittags über die untere Brücke, den Fischmarkt und den Rüdtenplatz zum Großmünster wandern und sah dabei viel Neues. Die untere Brücke war damals die einzige fahrbare Brücke, und es entstand deshalb oft an Freitagen beim Wochenmarkt ein gefährliches Gedränge. Es machte auf den Knaben einen nicht geringen Eindruck, wenn etwa Fuhrwerke so ineinander verwickelt wurden, daß die Polizei sie wieder auseinander zu lösen hatte. Auch der Fischmarkt bot viel Interessantes, indem da in Zubern lebend zum Verkauf Aale, Brachsen, Karpfen usw. ausgestellt waren, sowie tote und zum Teil in Stücke zerschnittene Lachse, große Forellen u. a. Am deutlichsten aber blieben dem Knaben in Erinnerung die Diebe und andere Übeltäter, welche an den „Pranger“ gestellt waren; es stund dieser in der Ecke zwischen dem Rathaus und dem Fischmarkt. Als eine besonders barbarische Strafart, welche damals noch vorkam, wird in der Selbstbiographie bezeichnet das „Stadtapeitschen“, welches sich in gewissen, besonders schweren Fällen an die Ausstellung am Pranger angeschlossen. Der Delinquent wurde dabei mit entblößtem Oberleib vom Rathausplatze die Marktgasse hinauf und durch die

Niederdorfstraße zur Stadtgrenze geführt. Ein ihm nachfolgender Büttel hatte ihm auf diesem Wege bei jedem Brunnen und an jeder Stelle, wo eine Seitengasse in die Hauptstraße mündete, einen Hutenschrei zu geben. Natürlich zog ein solches rohes Schauspiel eine Menge von Zuschauern an, welche dem Zuge des Delinquenten, den man sogar vom Wollenhof aus sehen konnte, folgten.

Der Eintritt in die höhere Schulabteilung ist Jakob Escher auch darum in Erinnerung geblieben, weil jetzt seine Eltern für zweckmäßig fanden, ihm die schönen blonden Locken, mit denen er bis dahin geziert gewesen, abschneiden zu lassen. Es geschah dies, wie er annahm, namentlich darum, weil eine solche etwas mädchenhafte Zierde für einen zehnjährigen Jungen nicht mehr passend schien und manchen etwas groben Mitschülern Anlaß zu Neckereien geboten hätte.

Gern erinnerte sich der Verstorbene an die vielen Sonntagsspaziergänge, welche der Vater mit den Knaben machte. Das Ziel war namentlich der Uttliberg, den der Vater fast jeden Sonntag bestieg. Das Abendessen wurde dann auf dem Heimweg im Höckler, einem Meierhof zwischen der Manegg und der Sihl, eingenommen. Es war dies ein beliebter Ausflugsort der Stadtzürcher, wo immer reale Weine, gute Milch und Roggenbrot zu haben waren und die sogenannten „Höcklerküchli“, ein recht schmackhaftes Gebäck, viele Abnehmer fanden.

In jenen frühen Jahren machte sich der kleine Jakob auch schon ans Turnen. Junge Leute, namentlich Studierende, erteilten an einigen Abenden den Knaben Unterricht auf einem der Stadt gehörenden Grundstück im Kräuel (linkes Sihlufer, etwa da, wo jetzt der Vorbahnhof liegt). Der kleine Jakob und sein älterer Bruder Heinrich gewannen dabei das Turnen so lieb, daß sie später einem Turnverein beitraten. „Im Anfang,“ so schrieb der Verstorbene, „hatte ich Mühe gehabt, mit meinen schwachen Kräften irgend etwas am Reck, Barren u. s. w. zu leisten, allmählig aber erstarkten meine Glieder, und ich brachte es schließlich dahin, daß ich zu den besten Turnern Zürichs gehörte. Was mir besonders gelang, waren Kraftübungen an Reck, Barren und Klettergerüst, während ich in Gewandtheits- und Balancierübungen, im Springen über das Pferd u. dergl. weniger leistete.“ Auch im Schwimmen tat sich unser Freund hervor und wurde als einer der Besten im Dauerschwimmen prämiert. Dieses bestand nämlich darin, daß man vom Kohlenschänzli zum Pulverschänzli (d. h. etwa aus der Gegend des jetzigen sogen. Tonhalleareals bis zum Eingang des Schanzengrabens) und nachher vom Kohlenschänzli bis zur Sternengasse, also über den ganzen See hinüber zu schwimmen hatte.

An den Kadetten-Übungen, die damals von der Stadtbehörde organisiert waren, nahm Jakob ebenfalls teil. Sie fanden im Schützenplatz, d. h. in der Gegend zunächst um den obern Teil des jetzigen Hauptbahnhofs statt, und es trugen die Knaben einen blauen Rock, weiße Hosen und eine Wachstuchmütze.

Jakob brachte es bis zum Oberleutnant, sein Bruder Heinrich aber bis zum Hauptmann.

Gerne erinnerte sich Jakob Escher mit Bezug auf jene Zeit noch an die „Krähahnen“ im Landgut „Engweg“ in Unterstraf, welches seinem Onkel Martin gehörte und sich jetzt noch im Besitz von dessen Familie befindet. Martin Escher war für die Wollenhofknaben jederzeit ein gütiger Onkel. Er machte denselben allerlei kleine Geschenke; dem Jakob oder „Schaggeli“ brachte er den Namen „Herr Professor“ auf, weil dieser in der Schule meist den obersten Platz einnahm, immer treffliche Zeugnisse heimbrachte und auch zu Hause gern in allerlei Büchern studierte. Am meisten Freude bereitete er ihnen aber durch die Einladung zur Weinlese. Am Schluß derselben „dem Krähahnen“ wurde dann ein brillantes Feuerwerk abgebrannt.

Im Jahr 1829, im Alter von elf Jahren, machte Jakob das erste Fußreisichen, das über Luzern nach Thun und ins Gurnigelbad, wo sich die Mutter befand, und bis nach Freiburg führte, dann durchs Simmenthal zurück nach Thun und über die Scheideggen, die Grimjel und Furka nach dem Gotthard. Der Marsch vom Grimjelspital hinunter nach Gletsch über die Furka und bis nach Wasen in einem Tag durfte mit Recht als eine ganz bemerkenswerte Leistung eines 11-jährigen Knaben hervorgehoben werden. Jakob Escher, der sich früh hierin übte, ist denn auch ein ganz vortrefflicher Fußgänger und Bergsteiger geworden. Es wird später noch hierauf zurückzukommen sein. Die vielen kleineren und auch mittelgroßen Reisen aber, die unser Freund bis in sein hohes Alter ausführte, und bei denen er immer aufmerksam beobachtete, aber auch das Gesehene sich merkte und mit seinem trefflichen Gedächtnis behielt, haben unzweifelhaft viel dazu beigetragen, daß sich sein Blick fortwährend erweiterte. Noch eine Stelle aus der Selbstbiographie, die auf dieses Reisichen Bezug hat, mag hier wiedergegeben werden. Die Gesellschaft, welche aus dem Vater, einem Hauslehrer und den Knaben Heinrich und Jakob bestand, ließ sich von Flüelen nach Witznau über den See rudern, und versäumte nicht, als sie sich dem Grütli näherte, das Lied „Von ferne sei herzlich begrüßet . . .“ anzustimmen. „Auf mich,“ so schreibt der Verstorbene, „da ich immer eine gewisse Neigung zur Schwärmerei hatte, machte das Betreten dieser als Wiege der schweizerischen Freiheit gefeierten Stätte einen außerordentlichen Eindruck. Ich gelobte im Innern, meine Kräfte dem Vaterlande zu weihen, natürlich, ohne daß ich meine Gefühle gegenüber meinen Begleitern aussprach.“

Mit Neujahr 1830 erfolgte der Übertritt in die sogenannte Gelehrten-  
schule. Jakob war der erste seiner Klasse; es wurden nämlich damals die Schüler nach ihren Leistungen „besetzt“ und zwar sowohl alle Monate als namentlich auf das Examen hin. Man nannte dies eine „Kollokation“. Am zweiten Platz in der Klasse saß Friedrich von Wyß, der von der ersten Klasse

der Bürgerschule an bis zum Schluß der Schulzeit fortwährend Eschers Mitschüler war, auch während der Universitätszeit ganz den nämlichen Studiengang befolgte und dann auch im praktischen Leben dem Verstorbenen sehr nahe stand, indem sie z. B. etwa Ende der 50er Jahre nebeneinander im Obergericht saßen. Wyß war unbedingt derjenige unter den Freunden, der Escher am nächsten stand, wie dies auch noch viele vorhandene Briefe zeigen.

Einer der Hauptlehrer an dieser Schulabteilung war Heinrich Mischeler, der Redaktor des schweizerischen „Beobachter“, ferner a. Pfarrer Felix Weiß, ein kleines Männchen, aber ganz tüchtiger Schulmann, an welchen sich auch der Verfasser als seinen Latein-Lehrer gerne erinnert. Weniger günstig spricht sich Jakob Escher über einen weiteren Lehrer aus, nämlich Caspar Hafner, einen der bereits erwähnten drei Brüder Hafner. „Wie damals in den zürcherischen Schulen allgemein üblich war, sprach auch „Provisor Hafner“ das Lateinische ganz wie Schweizerdeutsch aus; also st wie scht, e in manchen Wörtern wie ae, so daß z. B. est ausgesprochen wurde äscht; dabei wurde auf die Quantität der Vokale gar nicht geachtet. V wurde durchgehends wie F ausgesprochen. Versuchte etwa ein Schüler, der anderswoher gehörte hatte, daß die Römer das v wie unser w ausgesprochen haben, diese Aussprache auch in der Schule anzuwenden, oder sprach einer das st aus, wie es im Französischen und Italienischen geschieht, so mißbilligte Hafner dieses, indem er ihn anfuhr: „Ach was! die Römer haben nicht Hochdeutsch gesprochen!“ oder er erklärte: „wenn du das Lateinische französisch aussprechen willst, so mußt du dann statt fulpes (für vulpes) nicht wulpes, sondern wülpes sagen.“

In der Selbstbiographie werden alle diese Lehrer, sowie die auch noch später folgenden vortrefflich charakterisiert. Das Urteil, das Escher über sie fällt, zeugt von großer Menschenkenntnis; eine gewisse Ironie, die ihm eigen war, tritt bei dieser Darstellung nicht selten hervor, doch ist sie nie bössartiger Natur.

Mit Ostern 1833 kam J. Escher aus der Gelehrtenschule in die vierte Klasse des untern Gymnasiums. Es war nämlich durch das Gesetz über die Organisation des gesamten Unterrichtswesens im Kanton Zürich von 1832 die Kantonschule geschaffen worden. Das Schullokal war nun das Haus zum „Loch“ oben an der Römervasse, in welchem sich zur Zeit der Bremische Spielzeugladen befindet.

Der Vater, der den Wert einer vielseitigen gründlichen Bildung sehr wohl erkannte, obwohl ihm selbst eine solche nicht zu Teil geworden war, hatte oft seinen Söhnen erklärt, sie können in allen möglichen Fächern, zu denen sie Lust haben, Privat-Unterricht nehmen, nur nicht in der Instrumentalmusik. Er hatte nämlich mit einem Bekannten, der auf das Erlernen eines Instruments und später auf die dilettantische Ausübung der erlernten Kunst auch gar

zu viel Zeit verwendete, unangenehme Erfahrungen gemacht. Infolgedessen kam Jakob Escher, und zum Teil auch seine Brüder, dazu, in den folgenden Jahren in ausgedehnter Weise neben den Schulstunden noch Privatunterricht zu nehmen, so im Schönschreiben, im Gesang, im Zeichnen, in der französischen Sprache und endlich im Tanzen, Fechten und Reiten. Es mag hier hervorgehoben werden, was uns der Verstorbene mit Bezug auf den Gesangunterricht mitteilt. Ein Deutscher, A. Diste, Klavierlehrer in den ersten Familien Zürichs und auch als Komponist bekannt, hatte einen Gesangverein gebildet, welcher von Zeit zu Zeit in einem Saale des Kasino (jetzt kantonales Gerichtsgebäude) Aufführungen, die sogenannten „Deklamatorien“ veranstaltete. Bei diesem Gesanglehrer nahmen J. Escher und seine Brüder Unterricht im Singen und durften dann später in jenen Gesangaufführungen mitwirken, indem sie hinter der Reihe der den Alt singenden Damen plaziert wurden. Der Unterricht war ein gründlicher, und J. Escher zweifelt nicht, daß er es in der edlen Gesangkunst zu etwas hätte bringen können, da er mit feinem Gehör begabt gewesen und dem Unterricht mit großem Eifer gefolgt sei; doch wurde der verdiente Lehrer seinen Schülern zu ihrem großen Bedauern bald durch den Tod entzogen. Immerhin waren Escher eine Anzahl der eingeübten Melodien so gut im Gedächtnis geblieben, wie z. B. der Gesang der drei Knaben aus Mozarts Zauberflöte: „Schon steigt den Morgen zu verkünden . . .“, daß er sie, wie er sagt, noch im Alter hätte auswendig singen können.

Im Jahr 1834 trat J. Escher an das obere Gymnasium über und erhielt dabei sowohl eine größere Anzahl neuer Lehrer als einige neue Mitschüler, die für ihn im weitern Leben von Bedeutung waren, so Jakob Eschudi, welcher sich nachher durch seine Reisen in Peru bekannt machte und auch während längerer Zeit die Stelle des schweizerischen Gesandten in Wien bekleidete. Einer der neueingetretenen war auch Alfred Escher, der spätere Regierungspräsident und Nationalrat, der auch namentlich im schweizerischen Eisenbahnwesen eine hervorragende Stellung eingenommen hat. Derselbe beabsichtigte damals noch Naturforscher zu werden; aber auch Jakob Escher neigte sich nach dieser Seite hin. Die Liebhaberei des Vaters für schöne und seltene Pflanzen hatte frühe in ihm das Interesse für die Botanik geweckt. So kam es, daß er nun sehr viel mit A. Escher verkehrte und sie beide mit dem bereits genannten Eschudi zusammen einen kleinen Verein bildeten, in welchem man sich mit naturwissenschaftlichen Gegenständen befaßte. Die Gesellschaft nannte sich „Okenia“, zu Ehren des berühmten Naturforschers Oken, welcher damals eine Hauptzierde der neugegründeten Hochschule in Zürich war. Unter den Lehrern des obern Gymnasiums gab es mehrere treffliche, dann aber auch minderwertige. Es werden namentlich rühmend hervorgehoben: Raabe, der Mathematiklehrer, Albert Mousson, der den Unterricht in der Physik erteilte, und Joh. Caspar von Drelli,



der berühmte Philologe. Von diesem sagt er, daß allerdings träge Schüler wenig bei ihm gelernt haben; derselbe habe nie genauer untersucht, wann ein Schüler seine Aufgaben nicht löste, warum dies nicht geschehe, ob die zur Entschuldigung angeführten Gründe wahr und stichhaltig seien oder nicht. „Wenn er zuweilen den Schülern überließ, eine Ode oder ein anderes Gedicht nach eigener Auswahl auswendig zu lernen, so habe er sich oft darüber gewundert, daß mehrere Schüler auf das gleiche Gedicht verfallen seien, das sich doch keineswegs durch schöne Form oder interessanten Inhalt auszeichne. Es sei ihm gänzlich entgangen, daß das fragliche Gedicht das kürzeste von allen in der Sammlung enthaltenen und eben nur die Kürze der Grund gewesen sei, warum es so viele anderen schönen vorgezogen haben. Für fleißige und aufmerksame Schüler aber, fand J. Escher, sei Drelli ein vortrefflicher und in hohem Maß anregender Lehrer gewesen.

Auf Weihnachten des Jahres 1834 wurde unser Jakob durch die Konfirmation in die zürcherische Kirche aufgenommen. Der Religionslehrer war der Diakon Salomon Heß am Großmünster, ein entfernter Verwandter der Mutter Eschers. Derselbe hatte unter dem Einfluß rationalistischer Lehrer sich eine freie Auffassung des Christentums zu eigen gemacht, und erklärte auch seinen Schülern unverhohlen, daß er an die Wundergeschichten der Evangelien und an manch anderes, was die Bibel enthält, keineswegs buchstäblich glaube. Er vertrat vielmehr die Ansicht, Gott habe den Menschen den Verstand nicht dazu gegeben, um von demselben in sogenannten Glaubenssachen keinen Gebrauch zu machen, vielmehr habe jeder Mensch das Recht, auch an den sogenannten heiligen Büchern, die ja auch von Menschen geschrieben seien, Kritik zu üben. Heß war übrigens durchaus kein trockener Verstandesmensch; es lag ihm vielmehr am Herzen, daß seine Schüler tüchtige, sittliche und alles Höhere mit Ehrfurcht behandelnde Menschen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Lehrer einen nachhaltigen Einfluß auf seinen Schüler, unsern Jakob Escher, ausgeübt hat. Die Konfirmationsfeierlichkeit selbst machte auf J. Escher, wie er in seinen Aufzeichnungen sagt, einen tiefen Eindruck.

In den Jahren 1835, 1836 und 1837 führte Jakob Escher drei bemerkenswerte Fußreisen in der Schweiz aus, und zwar mit seinem Freunde Alfred Escher. Im dritten genannten Jahr waren noch zwei weitere Studiengenossen dabei. 1835 lenkten sie ihre Schritte nach dem Engadin, überschritten den Berninapafß und kehrten über den Splügen zurück. 1836 wurde das Wallis besucht, und es war das Vagnetal das Hauptziel dieser Fußwanderung. Sie stiegen durch dasselbe bis zum Col de Fenêtre hinauf, umwanderten dann auf der italienischen Seite das Massiv des Grand Combin, gelangten in das Hospiz des großen St. Bernhard und kehrten auf der Poststraße nach Martigny zurück. Die interessanteste aller Fußtouren J. Eschers fällt in das Jahr 1837.

Es wird jedoch davon etwas später die Rede sein. Auf allen diesen Touren wurde namentlich botanisiert und daneben der landschaftlichen Schönheit der durchstreiften Gegenden lebhaftes Interesse geschenkt. Die ausgeführten Touren waren manchmal recht kühne und oft wurden an die Ausdauer und Genügsamkeit der jungen Männer die größten Anforderungen gestellt.

Während der Gymnasialjahre war unser Freund auch dem Vereinsleben nicht fremd geblieben. Er war dem Turnverein, welcher damals sowohl Studierende und Gymnasiasten als junge Kaufleute und andere Jünglinge umfaßte und später unter dem Namen „Alte Sektion“ fortbestand, beigetreten, und gehörte auch einige Zeit dem Vorstande desselben, dem Turnrat, an. An der Spitze des Vereins stand damals der leider zu früh verstorbene Theologiestudierende Johannes Wolf, der in seinem Feuereifer eine Menge junge Leute für den Verein zu gewinnen wußte und eine gute Disziplin in demselben handhabte. Nach Wolf war dann David Fries, später Turnlehrer und auch Seminardirektor, Präsident dieses tüchtigen Vereins, und etwa im Jahr 1840 hat ihm auch Jakob Escher, damals bereits älterer Student, vorgestanden.

Auch dem Bofingerverein, zu dessen Mitgliedern damals auch Gymnasiasten zählten, gehörte Escher später eine Zeitlang an. Er nahm an den Verhandlungen regen Anteil und wußte den Ernst, mit dem alles betrieben, und den vaterländischen Sinn, der in diesem Verein geweckt wurde, sehr zu schätzen. Er war auch damit einverstanden, daß das Duellieren ausgeschlossen und vermieden wurde, lächerliche und veraltete Formen des deutschen Studentenwesens (Biercomment, Fuchstaupe und dergleichen) nachzuahmen. Dagegen spielte er in diesem Vereine nicht eine hervorragende Rolle, wie er in der Selbstbiographie schreibt, weil ihm die Gabe abging, an Diskussionen über allgemeine Fragen mit Erfolg sich zu beteiligen. „Eine mir noch immer anklebende Schüchternheit,“ setzt er hinzu, „und die Besorgnis, ich möchte, wenn ich eine Ansicht über eine Sache äußere, die ich nicht vorher habe studieren können, mich durch Vorbringen einer unhaltbaren Meinung bloßstellen, ließ mich selten das Wort ergreifen.“

Ähnliches sagt er auch von seiner Tätigkeit im Gymnasialvereine. In demselben hielt er Vorträge, welche jetzt noch im Manuskript vorhanden sind, z. B. über Hugo Grotius, — ferner über die Vorteile der Friedfertigkeit, ebenso über die Wahl der Bücher zur Lektüre. In dem letztern entwickelt er die besten Grundsätze, die sich auch jetzt noch junge Leute in diesem Alter zur Richtschnur nehmen sollten. Dagegen verstand er es nicht, und hatte auch nicht den Trieb, auf andere anregend einzuwirken, wenigstens war dies seine persönliche Ansicht. Er überließ dies andern wie David Fries, Heinrich Hirzel, später Pfarrer am St. Peter, und namentlich Alfred Escher, welcher schon damals Freude daran hatte, einen solchen Verein anzuregen und zu leiten.

## Hochschulzeit.

Im Jahr 1837 begann das Universitätsstudium. Mit gutem Erfolg wurde die Maturitätsprüfung bestanden. Da J. Escher auch damals an der Spitze seiner Klasse stand, so lag ihm nach der bestehenden Sitte ob, bei der Schulfeierlichkeit, die den Übertritt der obersten Klasse des Gymnasiums an die Hochschule bezeichnete, einen Vortrag, und zwar in lateinischer Sprache zu halten. Er wählte als Thema die von einem angehenden Studenten bei der Auswahl der Vorlesungen zu befolgenden Grundsätze und sprach dabei u. a. folgende Ansicht aus: Vor Zersplitterung der Kräfte müsse man sich zwar hüten, doch sich keineswegs auf bloße Fach- und Brotstudien beschränken, sondern eine möglichst vielseitige Bildung anstreben und daher namentlich auch Kollegien über philologische, historische und ähnliche Gegenstände besuchen.

Nun trat an unsern Freund die Frage der Berufswahl heran, und es sind seine Ausführungen in der Selbstbiographie, welche diesen Punkt betreffen, von ganz besonderem Interesse. Der Vater hatte in früheren Jahren mehrfach den Wunsch ausgesprochen, der Sohn möchte sich dem Staatsdienst widmen. Als dann aber mit der Staatsumwälzung von 1831 die Aussichten auf Erlangung von Staatsämtern sich für Stadtbürger, die sich nicht der radikalen Partei anschließen wollten, bedeutend verringerten, kam er von diesem Gedanken ab und hätte es am liebsten gesehen, wenn Jakob Geistlicher geworden wäre. „Allein,“ so schreibt dieser: „so sehr ich den geistlichen Stand achtete, ja gewissermaßen von jedem Geistlichen voraussetzte, er, der beständig sich mit heiligen Dingen beschäftigen müsse, werde auch in seinem Tun und Lassen alles Schlechte meiden und seinen Mitmenschen zum Vorbild ein beinahe sündenfreies Leben führen, so wenig konnte ich mich entschließen, Theologe zu werden. Ich habe schon erwähnt, daß ich in mir nicht das Zeug fühlte, andern gegenüber als Zensor, als Ermahner und Antreiber zum Guten aufzutreten. Noch entscheidender aber war für mich ein anderer Grund.“ Und er fährt dann fort: „Es war mir unmöglich, gewisse Dinge zu glauben, welche nach der bei uns zur Zeit geltenden kirchlichen Lehre doch als zum christlichen Glaubensbekenntnis gehörend angesehen werden. Manche Erzählungen, nicht bloß des alten, sondern auch des neuen Testaments, widersprechen so sehr allem, was wir als unwandelbare Naturgesetze erkannt haben, daß ich nicht an deren Wahrheit glauben konnte, sondern eben annehmen mußte, solche Erzählungen seien in die Evangelien, welche ja erwiesenermaßen erst längere Zeit nach Christi Tod in Schrift verfaßt wurden und auch später noch manchen Veränderungen ausgesetzt waren, erst nachträglich infolge sagenhafter Ausschmückungen hineingetragen worden.“

J. Escher hatte den festen Glauben, daß ein höchst weises Wesen die Welt erschaffen und derselben unwandelbare Gesetze vorgezeichnet habe. Damit

konnte er aber die Annahme nicht vereinbaren, daß Gott durch Bitten eines Einzelnen oder auch einer Mehrzahl von Erdengeschöpfen sich bestimmen lasse, von ursprünglich gefaßten Absichten oder Ratschlüssen abzugehen, also gewissermaßen den göttlichen Weltplan nach der beschränkten Einsicht unvollkommener Geschöpfe beständig wieder zu korrigieren uß. Er habe nun zwar wohl gewußt, daß auch manche Geistliche diese und ähnliche Zweifel und Auffassungen teilen. Sie glauben aber gleichwohl als Geistliche wirken zu können; denn, so sagen sie, es sei nicht statthaft, der Gemeinde oder ungebildeten Gliedern derselben gewisse Sätze vorzutragen, deren Verständnis man nicht jedermann zutrauen könne. „Ich hielt nun aber dafür,“ fährt er fort, „ein solches Verfahren könne nicht bloß in vielfache Verlegenheiten und zu Zerwürfnissen mit anderen führen, sondern sei auch, weil eine Verschleierung der Wahrheit enthaltend und daher unehrlich, für den Geistlichen selbst unbefriedigend und sein Gewissen belastend. Meine freieren Ansichten aber etwa auf der Kanzel offen auszusprechen und mich so an dem Kampfe gegen die hergebrachten Glaubensformeln und Lehren, der allerdings zum Teil von sehr ehrenwerten Männern, zum Teil aber auch von frivolen Verächtern alles Heiligen, geführt wurde, zu beteiligen, fühlte ich mich nicht berufen. Denn ich hatte keineswegs die Anmaßung, in Sachen, bei denen ihrer Natur nach nicht von Beweisen der Wahrheit, somit von Wissen, sondern nur von Glauben die Rede sein kann, meine Auffassung für die alleinseligmachende zu halten.“

Es konnte also keine Rede davon sein, daß Escher den geistlichen Beruf ergreife; dagegen fühlte er sich am meisten angezogen durch die Tätigkeit und das Wirken eines Naturforschers. Er hatte Schriften von Alexander von Humboldt, wie z. B. dessen Reisen im südlichen Amerika gelesen, und es erschien ihm nun als ein besonders ruhm- und verdienstvolles Werk, auf ähnliche Weise die Kenntnis noch unerforschter Länder und damit zugleich neuer Tiere, Pflanzen uß. zu erweitern. Auch die Physik erschien ihm als eine Wissenschaft, welcher sich zu widmen reiche Befriedigung gewähren müßte. Es sind nun durchaus edle und uneigennütige Motive, welche ihn veranlaßten, einen andern Beruf, als denjenigen des Naturforschers zu wählen. Es sind die Rücksichten auf seine Eltern. „Ich wußte,“ schreibt er, „daß es meinen Eltern, denen bei den Gesundheitsverhältnissen meines jüngeren Bruders der Verlust eines Sohnes ziemlich sicher bevorstand, schmerzlich sein würde, wenn ich durch Reisen in entlegene Erdteile längere Zeit mich von Hause entfernen und mich zugleich allerlei Gefahren aussetzen wollte. Auch erschien mir selbst als das Höchste, was der Mensch auf Erden erreichen könne, die Gründung eines glücklichen Familienlebens, und ich fürchtete, ich könnte dieses Ziel verfehlen, wenn ich erst in vorgerückterem Alter mich in der Heimat festsetzen wollte.“

Zu diesem Entschluß trug, wie er angibt, auch der Umstand bei, daß der Freund Alfred Escher, der ursprünglich auch beabsichtigt hatte, sich naturwissenschaftlichen Studien zu widmen, ebenfalls davon abging. Beide ließen sich im Lauf des Monats April 1837 als Studierende der rechtswissenschaftlichen Fakultät der zürcherischen Hochschule immatrikulieren. Unter den Studenten herrschte damals im allgemeinen ein guter Geist und fleißiges Streben, und unter den Lehrern befanden sich manche ausgezeichnete Kräfte. An der staatswissenschaftlichen Fakultät waren es namentlich F. L. Keller und F. C. Bluntschli, welche als Lehrer ersten Ranges galten. Bei Keller, der zugleich noch Obergerichtspräsident war, hörte Escher ein Kolleg über ausgewählte Stellen der Rechtsquellen und ein solches über Reden Ciceros über verschiedene Prozesse. Mit Keller trat Escher später durch seine Verheiratung in nähere Beziehung und wurde von demselben jedenfalls immer als sein tüchtiger Schüler geschätzt. Auch mit Bluntschli, bei dem er die Institutionen hörte, wurde unser Freund sehr gut aufgenommen, und er hat denselben auch noch in seinen späteren Jahren als Lehrer hoch geschätzt. Er freute sich Jahrzehnte nachher mit ihm zusammen arbeiten zu können.

In die Sommerferien dieses Jahres fällt nun das bereits berührte Reischen ins Wallis, von welchem ein Abschnitt kurzweg als die Umwanderung des Monte Rosa bezeichnet wurde. Dasselbe dauerte im ganzen 22, die Umwanderung des Monte Rosa speziell  $4\frac{1}{2}$  Tage. Die Reisegefährten waren Alfred Escher, der Medizin studierende Albert Kölliker, später Professor der Anatomie und Geheimrat in Würzburg, und Karl Sinz von St. Gallen, damals ebenfalls stud. med., später Militärarzt der Schweizertruppen des Papstes und auch einmal Arzt in Zürich. Kölliker hat in seinen „Erinnerungen“ dieses Reischen beschrieben und F. Escher widmet demselben in seinen Aufzeichnungen volle fünfundvierzig Seiten. Wir greifen nur wenig heraus und zwar aus dem Abschnitt über die Tour um den Monte Rosa. Am 3. August brach die Reisegeellschaft am frühen Morgen von Saas im Wallis auf, geführt von dem hierzu sehr geeigneten Wirt daselbst. Es waren aber auch noch drei Träger dabei, welche die Reisenden aus dem Glarnerland mitgebracht hatten, darunter der besonders tüchtige und findige Bergführer Johannes Maduz aus Linthal, ein großer, breitschultriger Mann, obschon er seinem Berufe nach Schneider war. Dieselben hatten die Tornister der Studenten zu tragen, außerdem aber noch die Pflanzenpressen und eine Menge Papier zum Einlegen der Pflanzen und Käferschachteln. Alle vier Studierende sammelten nämlich Pflanzen, Alfred und Jakob Escher aber auch Käfer, letzterer für die Sammlung seines Bruders Martin. Mit der Umwanderung des Monte Rosa hatte es folgende Bewandnis. Vom mächtigen Massiv dieses Bergs gehen gewaltige Ausläufer in der Richtung gegen Süden ab. Nun hatte der bekannte Bergsteiger Hirzel-Escher von Zürich mit

dem bereits erwähnten Musiklehrer Liste schon im Jahr 1822 die über diese Ausläufer führenden Pässe überstiegen und diese Tour in einem interessanten Schriftchen im Jahr 1829 beschrieben. Unsere jungen Leute beabsichtigten nun, die gleiche Tour auszuführen, bei der es sich um sechs Pässe von bedeutender Höhe handelt, nämlich: Monte Moro 2862 *m* ü. M., Monte Turlo 2770 *m*, Col' d'Ollen 2909 *m*, Betta Forca 2633 *m*, Cimes blanches 3020 (?) *m*, endlich Matterjoch oder Col St-Théodule 3322 *m*. Sie führten auch diese Tour glücklich aus. Wer die so nüchtern und gewiß durchaus wahrheitsgetreue Schilderung in der Selbstbiographie liest, wird uns zustimmen, daß unsere Reisenden sich bei diesem Anlaß als tüchtige Steiger erprobten, rühmliche Beweise ihres Muts und ihrer Energie an den Tag legten und mancherlei Strapazen und Entbehrungen mit großer Ausdauer ertrugen.

Am ersten Tag wurde der Monte Moro überstiegen und mittags Macugnaga erreicht. Die Möglichkeit, hier genügende Unterkunft zu finden, war eine sehr geringe; nur zwei Betten waren zu bekommen und zwar so schmale, daß sie sich nicht als zweischläfige benutzen ließen, und das Schlafzimmer war so eng, daß man nicht einmal einen Teil der Bettstücke behufs Verdoppelung der Schlafstellen auf dem Boden hätte ausbreiten können. Es wurde daher durchs Los bestimmt, wer noch außer dem Führer und den Trägern auf dem Heu zu übernachten habe, und dieses traf Kölliker und J. Escher. Ihnen war nun ein recht zweifelhaftes Nachtlager bereitet, „denn, als wir es mit einigen Leintüchern,“ so lesen wir, „uns auf dem Heustock bequem machen wollten, und, um für die Köpfe eine erhöhte Unterlage zu gewinnen, etwas Heu aufhoben, bemerkten wir, daß dasselbe oben zwar trocken, unten aber noch ganz feucht war; grub man ein kleines Loch hinein, so fuhr der Dunst des gärenden Heues wie Rauch aus einem Schornstein heraus. Unsere Träger und unser Führer stellten uns nun um die Wette vor, wie ungesund es sei, auf solchem Heu zu schlafen und prophezeiten uns, daß wir am Morgen mindestens mit Kopfschmerz und in Schweiß gebadet aufstehen würden. Um den Dünsten Abzug zu lassen, hielten wir deshalb die ganze Nacht die Thür unserer Scheune offen und sei es nun dieser oder einer andern Ursache zuzuschreiben, Tatsache ist, daß wir am Morgen gesund und munter uns von unserem Lager erhoben und uns an einem benachbarten Brunnen, dessen Plätschern uns in der Nacht befürchten gemacht hatte, daß es regne, bald wieder erfrischt hatten. Das einzige Unangenehme an unserem frischen Heu war das gewesen, daß wir zuweilen eine kalte Raupe über die Hand kriechen oder eine Heuschrecke über das Gesicht springen fühlten.“

Beim Abmarsch aus Macugnaga hatte die Gesellschaft einen besonders schönen Blick auf den Monte Rosa, der von hoch oben majestätisch auf sie herabschaute. Heute galt es dem Paß Turlo, der nach Magna im Tale der

Sessia hinüberführt. Das Frühstück wurde auf einer Alp, Piano eingenommen. Der Saaser-Führer wurde ausgesandt, um mit einigen Frauen, die hier die Sennhütten besorgten, über die Lieferung von Milch zu unterhandeln. Nur mit Mühe war diese erhältlich und es nahmen die Reisenden in einer saubern Sennhütte ihre Plätze um einen großen Kessel herum ein. Derselbe stand über dem Feuer, welches die Träger und die Besitzerin der Hütte unterhielten. „Lektore war ein munteres junges Weibchen,“ schrieb Escher in seinen Aufzeichnungen, „von dessen Deutsch wir indessen nicht viel verstanden; gleichwohl scherzte dieselbe fortwährend mit unsern Begleitern, wollte aber nicht, wie dieselben wünschten, mit ihnen tanzen, sondern strickte fleißig an einem fort. Während wir auf Stühlchen und Balken um das Feuer herum saßen, sehnsüchtig das Sieden der Milch erwartend, erschien unter der Türöffnung, von der bloß der untere Teil geschlossen war, eine andere Frau. Unsere Wirtin eilte sofort auf sie zu, und ohne erst die sie unten trennende Halbtür zu öffnen, fingen sie an einander zu küssen und dermaßen zu schnattern und zu kichern, daß unsere Träger sich halbtot lachten. Es war eine Nachbarin, welche erst tags vorher aus dem Tale auf die Alp gezogen und nun daran war, ihren Freundinnen Antrittsvisiten zu machen. Die Frauen, die wir hier sahen, waren alle freundlich und munter, ausgenommen ein paar alte Weiber, welche durch die Verrichtung der schweren Arbeiten, bei denen ihnen nie ein Mann hilft, sehr starkknochig und männerähnlich geworden waren und sich auch durch brummige Bassstimmen auszeichneten.“

Nachdem man sich an der köstlichen Milch gesättigt hatte, machte man sich auf den Weg, und es begann nun das Steigen an steiler Berghalde. Der Aufstieg war sehr mühsam, doch ohne besondere Schwierigkeiten. Auf der Paßhöhe genoß man eine sehr weite und schöne Aussicht; in der Ferne erblickten sie zwei Seen, welche der Führer als den Langensee und den Ortasee bezeichnete.

In Magna wurde befriedigende Unterkunft und gute Verpflegung gefunden, gleichwohl aber am folgenden Morgen wieder aufgebrochen und zwar nun mit einem neuen Führer; doch zeigte sich bald, daß derselbe seiner Aufgabe keineswegs gewachsen war. „Als wir,“ so lesen wir, „in seiner Begleitung aus dem Dorfe abmarschierten, wurden einige Gevatterinnen oder Basen desselben von dem ungewohnten Anblicke, ihn etwas tragen zu sehen, so ergriffen, daß die einen laut auflachten, die andern voll Mitleiden und Besorgnis ihm Gottes Segen auf den Weg wünschten.“

Es scheint, daß hierzulande die Frauen alle schweren Arbeiten verrichten müssen und deshalb die Männer durchaus nicht gewohnt sind, schwere Lasten zu tragen. Auch dieses Mal wurde das Frühstück in einer Hütte eingenommen, welche am Eingang eines Seitentälchens lag. Zuhinterst in diesem, aber

weit oben, befindet sich die Paßhöhe (Col d'Ollen). In der Mitte der Lücke liegt ein hoher Felsen, der dieselbe in zwei Teile teilt. Die Aussicht dort oben war ungefähr die nämliche wie auf dem Turlo, nur sah man noch einen dritten See. Beim Hinuntersteigen hatte der Magna-Führer, der sich ziemlich ängstlich gebärdete, einen kleinen Unfall. Er sank nämlich am Rande eines Schneefelds auf einmal ein, fiel auf den Rücken, so daß die von ihm getragenen Pflanzenpressen und Käferschachteln über den Schnee hinkollerten, und war nicht imstande, mit seinem Reff sich wieder hinauszuarbeiten. Die Träger zogen ihn zwar lachend heraus, aber er hatte ganz den Mut verloren, und da er auch sonst sich als unzuverlässig und keineswegs wegfundig gezeigt hatte, so wurde er entlassen. Nur mit Mühe wurde der Weg ins nächste Tal hinunter gefunden, und bei einer nun folgenden Häusergruppe war von den zwar deutsch redenden Bewohnern nicht einmal etwas zu essen zu bekommen. Dieselben mißtrauten unsern Reisenden und hielten sie für Schmuggler.

Dies war das Tal des Torrent Dyz mit Gressoney, und es galt nun, sofort die Besteigung des vierten Paßes, Betta Furca, zu beginnen. Nachdem man hungrig und durstig wieder eine Weile bergauf gestiegen war, begegnete ihnen ein ganzer Zug Männer und Frauen mit mehreren Maultieren, die von einer Alp herunterstiegen. Es war Annatag, und es stund dort oben eine St. Annakapelle; wahrscheinlich hatten die Herunterkommenden dort das Fest der Patronin gefeiert. Diese Leute hatten noch reiche Vorräte an Proviant und Wein, womit sie nun unsere Touristen versahen. Sie hatten auch eine große Freude, hier oben deutsche Männer anzutreffen; denn sie selbst waren ebenfalls deutscher Abstammung. „Wir erhielten,“ schreibt S. Escher, „von diesen freundlichen Leuten guten roten Wein, Brot, Käse und Kirschchen so viel wir wollten, und da dieselben für die gelieferten Lebensmittel Bezahlung annahmen, machten wir uns kein Bedenken, aus ihren Vorräten unsere Flaschchen mit Wein und die Futter unserer Strohütte mit Kirschchen zu füllen. Nach der Trennung jodelten diese Leute im Bergabsteigen, und unsere Träger antworteten ihnen, so lange wir etwas von den anderen hörten. Diese unerwartet uns bescherte Mahlzeit, nachdem wir seit dem frühen Morgen nichts als trockene Schokolade und etwas Wein genossen hatten, versetzte uns in die fröhlichste Stimmung und wir stiegen wohlgemut weiter bis zu einer Kapelle und einigen zerstreuten Hütten, welche in einem wasserreichen und üppig grünen Täälchen am Fuße der Betta Furca gelegen waren.“

Auf der nächsten Alp wurde das Nachtquartier aufgeschlagen, doch waren die Inhaberinnen trotz gutem Willen nicht imstande, viel zu bieten. „Es waren dieses,“ lesen wir weiter, „eine ziemlich große und starke Frau und ein Mädchen, beide deutsch sprechend. Dieselben waren zwar sofort bereit, uns für die Nacht in ihre Hütte aufzunehmen, welche außer dem Feuerherd zwei Bettstellen und



einige Tische und Bänke enthielt, erklärten uns aber, da sie gar kein Heu mehr besitzen, müßten wir auf dem leeren Fußboden schlafen. Es gelang uns schließlich, unsere Wirtinnen zu bestimmen, daß sie für diese Nacht sich zusammen mit dem einen Bette begnügten und das andere uns überließen. Wir machten uns sofort daran, einen Teil des Bettzeuges dieses letztern auf den Boden auszubreiten und so aus einem Bette zwei zu machen; allein da sich statt Matrazen, Strohsäcken und dergleichen in dem Bette einzig Heu und einige Decken befanden, so war dieses nicht so leicht. Indessen wurde doch auch das Heu halbiert und der eine Teil auf den Boden ausgebreitet; damit dasselbe weniger leicht auseinander rutsche, benutzten wir zwei Bänke, welche so auf den Boden gelegt wurden, daß die Beine nach außen standen, als Schranken. Nachdem wir noch warme Milch getrunken und mit unseren Trägern einige Partien Rams gespielt hatten, begaben wir uns zur Ruhe, schliefen aber wenig, da uns, ob schon wir angekleidet blieben, der Mangel an genügenden Decken fühlbar war.“

Nun beginnt der vierte Tag, der von allen der unangenehmste und ermüdendste war. Ein Stück weit wurde ein ebenfalls ganz unbrauchbarer Führer mitgenommen, doch mußte derselbe bald wieder entlassen werden. Nach einer Stunde war schon die Passhöhe der Betta Furca erreicht, doch war des Nebels wegen keine Aussicht. Ebenso unerfreulich war die Einker in einigen zu St. Jacques gehörenden Hütten in dem nun folgenden Tale, demjenigen des wilden, vom Breithorn herunterströmenden Evgançon. Es war mehr eine Räuberhöhle als ein Gasthaus, wo sie eintraten, die Wirtsleute banditenmäßig aussehend und die Wirtin unfreundlich, als wollte sie Händel anfangen. Brot und Käse waren schlecht, etwas besser der rote Wein, der in Ermangelung von Gläsern abwechslungsweise der Reihe nach vom Spundloch des Fäßchens getrunken werden mußte.

Bald wurde wieder aufgebrochen, denn es mußte an diesem Tag noch der Col des Cimes blancs überstiegen werden. Ein Führer hatte sich zwar gestellt, doch war von demselben nach den gemachten Erfahrungen nicht viel Gutes zu erwarten. Zuerst mußte abwärts marschiert, dann der Talbach überschritten und nachher aufwärts gestiegen werden.

Es wurde nun durch eine felsige Schlucht emporgeklettert, und der Weg gestaltete sich immer rauher, die Gegend wilder und düsterer. „Wir sahen hier,“ so erzählt uns Sicher weiter, „manche seltene Pflanze, so Saxifraga crocea und Statice armeria; allein da wir mit uns und dem Wege genug zu schaffen hatten, auch bei der Enge der Schlucht keiner stillstehen konnte, ohne die andern aufzuhalten, ließen wir manches Pflänzchen ungepflückt, das wir unter andern Umständen zu sammeln eifrigst bemüht gewesen wären. Oberhalb der erwähnten Schlucht kamen wir durch ein von allen Seiten ein-

geschlossenes versumpftes Tälchen, jenseits dessen eine steile, schanzenähnliche Alpe zu ersteigen war. Oben angelangt, rasteten wir einige Zeit und erfrischten uns mit Wasser, in welches wir von dem gestern in unsere Flaschen gefüllten Weine mischten. Schon etwas ermüdet, hofften wir nicht mehr viel steigen zu müssen und waren daher keineswegs angenehm überrascht, als unser Führer uns erklärte, daß wir noch etwa anderthalb Stunden ziemlich eben zu gehen dann aber erst den noch recht hohen Übergangspunkt zu erklimmen haben.“

Schweigend durchzogen die Reisenden, von Sonnenhitze und Durst geplagt, das Tal; zur Linken erhoben sich steile, hohe Felswände, zur Rechten, in einiger Entfernung die Gletscher und Schneefelder des Breithorns und seiner Umgebung; weithin war es steinig und kahl. Zuletzt gelangten sie in einen Kessel, vor ihnen steile Bergwände, zwischen denen nur an zwei Stellen ein Übergang möglich schien. Es mußte nun ein ziemlich abschüssiges, von Felsgräten durchzogenes Schneefeld durchquert und dann an einem sehr steilen Abhang, wo oft die Steine unter dem Fuß abbröckelten, emporgeklettert werden. Endlich, mit Hilfe der Hände und Füße, oben angelangt, erquickten sich die Touristen mit dem übriggebliebenen Rest des Weinvorrats. Um keinen Preis wollte nun der Führer weitergehen und wurde entlassen. Zunächst mußte wieder in einen Kessel hinabgestiegen werden; nachher kam man zu einzelnen Hütten, welche aber entweder leer oder dann von Leuten bewohnt waren, welche durchaus keine Auskunft über den Weg nach Val Tournanche geben konnten. „Entweder,“ lesen wir, „glozten sie uns stumm an, mochten wir deutsch, französisch oder italienisch Fragen an sie richten, oder sie gaben zu verstehen, daß sie den Weg nach Val Tournanche nicht kennen.“ Nun langes Hin- und Herlaufen, bis die Reisenden endlich einen ordentlichen und ins Tal hinabführenden Weg fanden, und nach längerer Zeit endlich entdeckten sie hinter einem Tannenwäldchen versteckt den Kirchturm von Val Tournanche. Hier fand sich ein ordentliches Wirtshaus, in welchem aber doch die sieben hungerrigen Magen nicht vollauf gesättigt werden konnten. Dann aber stellte sich bald ein großer, starker Mann ein, der sich als Führer anbot für den noch zu übersteigenden sechsten Paß, das Matterjoch. Trotz seiner Zeugnisse wurde ihm nach den gemachten Erfahrungen noch nicht volles Vertrauen entgegengebracht; immerhin wurde er angenommen und hat sich dann im Verlauf als ein durchaus brauchbarer und tüchtiger Führer erwiesen. Derselbe drang auf sofortigen Aufbruch, damit man in Breuil noch einige Stunden schlafen und dann am folgenden Morgen vor Tagesanbruch sich auf den Weg machen könne.

Durch eine enge Schlucht und längs einem manche Fälle bildenden Bach wurde aufwärts gestiegen. „Es war schon völlig Nacht, als wir le Brenil erreichten, eine am obern Ende einer kleinen Talfläche liegende Gruppe von Hütten,“ und unser Freund schreibt weiter: „da wir am Morgen ebenfalls in der

Dunkelheit aufbrachen, kann ich über das Aussehen dieser Gegend nichts sagen. In einer Hütte war etwas Milch zu bekommen und ein äußerst dürftiges Nachtlager in einer andern, nicht weit von derselben abgelegenen. Das Restchen Heu, das hier aufgespart war, bedeckte den Boden kaum einen halben Schuh hoch und zwar nur in einer Ecke des Raumes, so daß die acht Männer, wollten sie alle etwas davon profitieren, sich hart an- und fast übereinander legen mußten; von Decken war keine Rede. Um 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr morgens wurden die Reisenden geweckt, schüttelten ihre durch das harte Lager und die Kälte steif gewordenen Glieder, erwärmten sich mit warmer Milch und brachen dann auf.

Es war dies der fünfte Tag der Umwanderung des Monte Rosa. Die Witterung schien etwas zweifelhaft, hat sich dann aber doch wie die früheren Tage gut gemacht. Eine starke Stunde wurde in der Dunkelheit marschirt; dann aber fing es an zu tagen. Es mußte nun im Zickzack an steilen, fast senkrechten Felsen und zum Teil quer über dieselben hingeklettert werden. Ein Ausgleiten war nicht zu befürchten, dagegen kamen die Reisenden trotz kalter Morgenluft tüchtig in Schweiß und wurden auch ziemlich müde. Endlich um 5 Uhr wurde der Gletscher erreicht, und alle acht banden sich an die mitgebrachten Seile. Der Gletscher war gut zu passieren, und ohne den geringsten Unfall gelangte man auf die Höhe, wo noch Reste einer alten Schanze, Fort Théodule sichtbar waren, „neben denen,“ so schreibt Escher, „eine durch den Wind und die Sonnenstrahlen von Schnee und Eis frei gehaltene Stelle unsere Augen durch prächtige Nasen der niedlichen *Aretia glacialis* (*Androsace pennina*) mit ihren weißen und roten Blüten erfreute.“ Beim Abstieg auf der Schweizer Seite genossen die Bergsteiger auf einer weiter unten liegenden Höhe eine herrliche Aussicht, die folgendermaßen geschildert wird: „Zu unserer Rechten die imposanten Massen des Monte Rosa und seiner Nachbarn, uns gegenüber die spitzen- und gletscherreiche Bergkette der Mischabelhörner zwischen Saastal und Zermatt, links die prächtigen Spitzen des Weißhorns und seiner Nachbarn, endlich in unmittelbarer Nähe hinter uns aus den Gletschern noch ungefähr viertausend Fuß höher aufsteigend die ungeheure Riespyramide des Matterhorns. Zu unsern Füßen, etwa sechsthalbttausend Fuß unter uns, ob schon selbst über fünftausend Fuß über dem Meerespiegel gelegen, das Dörfchen Zermatt zwischen grünen Wiesen und Nadelholzwäldchen; weiterhin das Dorf Randah und der untere Teil des Tales. Unsere Glarner Träger konnten nicht genug die in erschreckender Steilheit aufsteigenden Wände des Matterhorns, an denen fast gar kein Schnee hängen bleibt, anstaunen, meinten aber doch, auch diese Spitze sei nicht unersteiglich und wenn jemand ihnen ein paar Hundert Gulden gäbe, wollten sie die Ersteigung versuchen. Wir zweifelten damals, daß ein solches Unternehmen gelingen würde; der Erfolg hat aber gezeigt, daß

das Matterhorn allerdings bestiegen werden kann, und ohne Zweifel wäre unser Maduz der rechte Mann gewesen, um bei einer ersten Erstklimmung gute Dienste zu leisten.“ Um 11 Uhr, fünf Stunden seit Erststeigung der Paßhöhe, wurde BERMATT erreicht.

Diese Umwanderung des Monte Rosa war ohne Zweifel eine sehr bemerkenswerte Bergtour, die aber heute nur selten ausgeführt wird, wohl darum, weil sie sehr zeitraubend und mühsam, aber nicht im gleichen Verhältnis auch lohnend ist. Immerhin wäre sie jetzt leichter auszuführen und mit weniger Entbehrungen und Strapazen verbunden; denn man findet jetzt auch in den kleinen italienischen Dörfchen bessere Unterkunft und zuverlässigere Führer und die Generalstabskarten orientieren möglichst genau über die einzuschlagenden Wege. Es ist noch beizufügen, daß Jakob Escher sich bei dieser Tour besonders energisch und mutig benahm und trotz einer ihm angeborenen Schüchternheit immer darauf bestand, daß der einmal angenommene Reiseplan ausgeführt werde, wenn etwa andere der in Aussicht stehenden Schwierigkeiten und Gefahren wegen davon abgehen wollten.

Im Wintersemester hörte J. Escher bei Bluntschli Pandekten und daneben noch einige Kollegien der philosophischen Fakultät. Neben J. Wyß und A. Escher waren seine Studiengenossen jetzt Benjamin Brändli, später zürcherischer Advokat, J. Blumer von Glarus, später Bundesgerichtspräsident, sowie M. Rothling von Einsiedeln, der sich um die Veröffentlichung Schwyzerischer Rechtsquellen verdient gemacht hat, ferner auch der spätere Theologe Zwingli Wirth von St. Gallen, nachher in Basel, der aber damals noch die Rechte studierte.

Die folgenden zwei Semester brachte unser Freund in Berlin zu, wo er gegen Ende April anlangte. Hier wohnte er im gleichen Hause mit den Brüdern G. und F. von Wyß, an die er sich anschloß. Sein Hauptlehrer war hier Savigny, das anerkannte Haupt der sogenannten historischen Rechtsschule. Bei ihm hörte Escher Institutionen und im Wintersemester die Pandekten, obschon er den Vorlesungen Bluntschlis über diese Gebiete bereits mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt war. „Savigny,“ schreibt Escher „damals 59 Jahre alt, stand als Professor noch in ungeschwächter Kraft; seine Vorträge, welche er auf Grund von Notizen, die er zusammen mit einem weißen Mastuche und, wenn ich nicht irre, einer Lorgnette, beim Eintritt in den Kollegiensaal vor sich her trug, ganz frei hielt, waren ebenso klar und gut geordnet als die Sprache und der Vortrag schön. Es war ein hoher Genuß, ihn dozieren zu hören.“

Daneben besuchte er auch Vorlesungen des Geschichtslehrers Ranke und des Geographen Karl Ritter. Er fühlte sich namentlich angezogen durch die Art, wie der letztere seinen Stoff behandelte. Sowohl in der Selbstbiographie als in anderen Aufzeichnungen des Verstorbenen finden sich eine Menge von Angaben über diesen Berliner Aufenthalt, aus denen hervorgeht, mit welcher

Aufmerksamkeit die Vorlesungen besucht, aber auch, wie sorgfältig alles, was ihm die Großstadt Neues bot, beobachtet wurde und wie er sich von allem, was er tat oder nicht tat, Rechenschaft ablegte.

Im August trat er mit den Brüdern Wyß eine acht Wochen dauernde Reise über die Insel Rügen nach Schweden an, über welche eine ganz einläßlich gehaltene Beschreibung vorliegt. Diese Tour ging namentlich nach der nördlich von Stockholm gelegenen Provinz Dalecarlien und in dieser bis in die Gegend von Mora, einer am Ufer des Siljan-Sees gelegenen kleinen Stadt.

Im Wintersemester hatte Jakob Escher u. a. auch die Gesellschaft seines Freundes Alfred Escher. Die beiden scheinen einander gerade in dieser Zeit sehr nahe gestanden zu sein. Auch die im Jahr vorher von A. Escher an seinen Freund gerichteten Briefe werden immer mit der Anrede: „Mein lieber Schag-geli“ eingeleitet. A. Escher war in Berlin während vielen Wochen krank und erhielt von seinen zahlreichen Freunden während dieser Zeit häufig Besuche. Später hat sich dann das Verhältnis etwas geändert. Im nächsten Semester war die Korrespondenz der beiden noch eine recht lebhaft, erlahmte dann aber, als in Zürich die politischen Parteien in der zweiten Hälfte des Jahres 1839 sich mehr und mehr gegeneinander erhoben. Der Vater Jakob Eschers, ganz auf der konservativen Seite stehend, warnte den Sohn vor den mehr und mehr hervortretenden „exaltierten Ansichten“ Alfreds, und Jakob Escher, der auch keine Lust verspürte, sich der radikalen Partei anzuschließen, gab dem Vater nach. Beide haben sich jedoch auch im spätern Leben eine geneigte Gesinnung bewahrt, wovon der Verfasser einmal eine Probe hatte. Etwa in den 70er Jahren sollte Jakob Escher in das Bundesgericht gewählt werden und sein früherer Freund Alfred Escher bemühte sich namentlich darum, indem er erklärte, man könnte gar keinen bessern und der hohen Stellung würdigeren Kandidaten finden. Die Sache scheiterte aber an der bestimmten Erklärung des zu Wählenden, daß er eine Kandidatur nicht annehmen würde.

Das Sommersemester des Jahres 1839 brachte der Verstorbene in Bonn zu, wohin er mit F. v. Wyß reiste. Für diese Universität hatte er sich darum entschlossen, weil er den damals berühmten Rechtslehrer Bethmann-Hollweg, der über den römischen Zivilprozeß vortrug, hören wollte. Der Genannte ist der Großvater des unlängst vom deutschen Kaiser zum Reichskanzler berufenen Staatsmannes gleichen Namens. Daß dieser hochgeschätzte Lehrer mit unseren Schweizer-Studenten in recht nahe Beziehungen trat, können wir der nachfolgenden Stelle aus der Selbstbiographie entnehmen. „Als wir (nämlich F. Wyß und J. Escher) durch einen Brief von Alfred Escher, welcher im Sommer 1838 in Bonn studiert hatte, eingeführt, uns bei ihm anmeldeten, erklärte er sich sofort bereit, je an einem Abende der Woche mit uns und einigen andern Vorgeschrittenen seiner Zuhörer privatim eine der gerichtlichen Reden

Ciceros zu lesen, und dieses wurde dann auch in der Weise ausgeführt, daß wir Bevorzugten je Montags von 7 bis 8 Uhr mit ihm ein Stück der Rede lasen und erklärten, und daß dann nachher, da auf diesen Abend auch den übrigen Zuhörern Bethmann-Hollwegs der Zutritt frei stand, gemeinsam mit denselben Thee, kalte Milch, Wein u. s. f. genossen und gesellschaftliche Unterhaltung gepflogen wurde. Bei diesen Zusammenkünften behandelte der Lehrer die Studierenden ganz wie seinesgleichen und er zeichnete sich überhaupt durch eine seltene Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit aus.

Dieses Semester wurde denn auch eines der nutzbringendsten und zugleich auch angenehmsten der Studienzeit Jakob Eschers, wozu bei der Neigung desselben für landschaftliche Schönheit die hübsche Lage Bonns und seiner Umgebung beitragen mußte. Als ein Kuriosum mag noch erwähnt werden, daß damals Gottfried Kinkel, der spätere Professor der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum, Privatdozent in der theologischen Fakultät zu Bonn war und hie und da in der protestantischen Kirche predigte.

Von Herbst 1839 bis Frühjahr 1841 studierte Escher wieder in Zürich und hörte namentlich die Vorlesungen Greibs über Kriminalprozeß und Pluntschlis über deutsches Recht, sowie auch ein Kolleg Alexander Schweizers über christliche Apologetik. Mit Alfred Escher zusammen nahm er Unterricht im Englischen bei dem bekannten an der Römervasse wohnenden „Herr Hegner“. Dieser besaß nicht gerade eine wissenschaftliche Bildung, hatte aber eine gute englische Aussprache und ging in seinem Unterricht mit viel Energie und dem ihm eigenen praktischen Sinn vor. Dieser Unterricht ist denn auch recht nutzbringend ausgefallen. Auch bei F. L. Keller, den Escher immer sehr schätzte, hörte dieser ein Kolleg über ausgewählte Stellen Papinians. In der Selbstbiographie wird Keller kurz folgendermaßen charakterisiert: „Seine frei gehaltenen Vorträge (wie seine Reden im Großen Rate und anderswo) zeichneten sich durch Klarheit aus, und er bemühte sich, die Studierenden durch Veranstaltung exegetischer Übungen zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit anzuregen, was damals an anderen Hochschulen noch keineswegs üblich war.“

Keller hatte in Zürich bekanntlich eine bedeutende politische Rolle gespielt und zwar als einer der Führer der radikalen Partei, währenddem er dann später in Berlin, wohin er als Rechtslehrer berufen wurde, auf der entgegengesetzten Seite hervortrat. Er ward ein Verteidiger des Königtums von Gottes Gnaden. Mit ihm ist J. Escher später durch seine Verheiratung in verwandtschaftliche Bande getreten, und es liegt von Keller ein interessanter Brief, datiert den 27. Februar 1848 vor, in welchem er seinen ehemaligen Schüler dringend ermahnt, zur Lehrtätigkeit überzugehen, indem er ihm u. a. folgendes schreibt: „Aber gerade jetzt möchte ich Sie zu akademischer Tätigkeit ermuntern. Gerade das gibt gute Vorträge, wenn zu dem soliden Fond theoretischer Kenntnisse,

der Ihnen im vollsten Sinne innewohnt, neue gute Säfte aus der Praxis hinzu destilliert werden. Ein bißchen mehr oder weniger Lektur und Litteratur-Notizen tut dazu durchaus nichts. Und wie großen eigenen Nutzen werden Sie davon haben, wenn sie täglich aus Ihren praktischen Erfahrungen etwas theoretisch verarbeiten und zur Mitteilung reif machen.“ Und, „Es wird gut gehen, und wenn's schlecht geht, so nehmen Sie Regreß auf mich, ich will die Gefahr übernehmen: Wenn's nur drei Stunden wöchentlich sind . . .“

Escher hat sich wirklich mit dieser Frage ernstlich befaßt, konnte sich aber nie entschließen, zur Lehrtätigkeit überzugehen. Einerseits sagte er sich, er sei vielleicht doch nicht zu Lehrvorträgen geschickt genug, namentlich einer gewissen Schüchternheit wegen, die ihn hindern könnte, den Zuhörern gegenüber mit der nötigen Sicherheit und Ungenierrtheit aufzutreten. Andererseits aber schien es ihm, es seien an der juristischen Fakultät der Hochschule in Zürich Lehrer genug vorhanden, wenigstens in den Gebieten, in denen er sich selbst einigermaßen sicher fühlen würde.

Den Schluß seiner Universitätsstudien machte Escher an der Georgia Augusta in Göttingen, wohin er im April 1841 mit Benjamin Brändli und Franz Hagenbuch, der später während längerer Zeit Mitglied des zürcherischen Regierungsrates war, reiste. Hier hörte er bei Bergmann Zivilprozeß und bei Thöl Handelsrecht. Beide veranstalteten auch sehr geschätzte Praktika, wegen deren er sich eigentlich namentlich für Göttingen entschieden hatte. Auch Ribbentrop war ihm ein geschätzter Lehrer. In der Selbstbiographie werden alle diese Männer in zutreffender Weise, sogar mit etwas Humor, geschildert. Der Verfasser, der diese Herren fünfzehn Jahre später ebenfalls kennen lernte, kann die hier gezeichneten Bilder nur gut und ähnlich finden.

In Göttingen fand sich keine Gelegenheit zum Turnen, dagegen wurde in der Leine gebadet, hie und da ausgeritten und Unterricht im Hiebfechten genommen, wohl verstanden, nicht etwa, um „auf die Mensur zu gehen“, denn die Studentenpauferei war J. Escher bei den von ihm angenommenen Grundsätzen durchaus zuwider.

Im Laufe des Sommers entschloß er sich in Göttingen zu promovieren und meldete sich am 16. September zum Examen an. Dieses war schon damals an dieser Universität nicht besonders schwer. Es war bekannt, daß den Herren Examinatoren ihre beträchtlichen Sporteln viel zu lieb seien, als daß sie durch Abweisung schwach präparierter Kandidaten andere abschrecken möchten. Es galt von ihnen der Spruch: *sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam.* (Wir nehmen das Geld und schicken den Esel heim). Dagegen wurde der erste Grad *summa cum laude* oder *post egregia legitimae scientiae specimina* nur bei wirklich guten Leistungen zuerkannt. Escher konnte aber bei seiner vortrefflichen Vorbereitung ziemlich sicher sein, diesen zu erhalten. Einige Schwierig-

keiten boten immerhin die in lateinischer Sprache zu verfassenden schriftlichen Arbeiten, sowie auch der Umstand, daß im mündlichen Examen lateinisch gefragt und geantwortet wurde. Namentlich in letzterer Richtung war noch eine Vorbereitung notwendig. Nachdem die zwei schriftlichen Arbeiten eingeliefert und geprüft waren, fand am 7. Oktober in der Wohnung des Dekans Bergmann die mündliche Prüfung statt. Das Urteil über dieselbe lautete günstig, und es wurde dem Doktoranden die erste Note zuerkannt. Am 9. Oktober fand der feierliche Schlußakt der Promotion statt. Eine kurze Disputation über die eingereichten Thesen, übrigens eine zum voraus verabredete Sache, ging der Schlußrede des Dekans, in welcher er auch der zwanzig Jahre früher in Göttingen erfolgten Promotionen Kellers und Finzlers gedachte, voran.

Wir lesen dann in Eschers Aufzeichnungen: „Nach dem Mittagessen versammelten sich die sämtlichen schweizerischen Studierenden und drei Deutsche unserer Bekanntschaft bei mir zum Kaffee; darauf wurde eine gemeinsame Fahrt in die Umgegend unternommen, bei welcher es aber, da die Biervorräte in dieser Jahreszeit erschöpft waren, nicht gelang, ein gutes Glas Bier zu bekommen. Abends fand dann in meiner Wohnung der Doktorschmaus statt, bei welchem in Bordeaux, Rheinwein und Champagner tüchtig gezecht wurde und zum ersten Male alle Schweizer friedlich vereinigt beisammensaßen.“

Seinen Eltern hatte Escher von dem bevorstehenden Examen keine Kenntnis gegeben. Dies erfolgte nun erst durch Brief vom 10. Oktober. „Ich weiß nicht,“ lesen wir da, „ob Sie vielleicht schon von F. Wyß her erfahren haben, daß ich in der Mitte dieses Semesters mich entschlossen habe, hier zu promovieren, wenn es wegen der Kürze der noch übrigen Zeit möglich wäre. Nun ist es, wie Sie aus den Beilagen ersehen werden, ganz gut abgelaufen, und ich habe daher nur noch das Nähere über die Gründe, die mich dazu bewogen haben, und die Art, wie alles vor sich ging, zu berichten. Denn daß Sie trotz der großen Unkosten nichts gegen meinen Entschluß einzuwenden haben würden, wußte ich von früher her und schrieb daher am liebsten gar nichts, bis ich meiner Sache ganz sicher wäre. Nun muß ich aber eben um Ergänzung der Lücken bitten, welche in meinem Vermögen entstanden sind.“ Und weiter unten: „Abends wurde bei mir zu Nacht gegessen, und es war recht lustig, namentlich freute mich, daß dieses Mal zuerst alle hiesigen Schweizer, worunter zwei Neuangekommene, friedlich beieinander saßen. Da von elf Mann zwölf Flaschen St. Julien und neun Markobrunner, dazu sechs Champagner geleert wurden, so gab es begreiflich bei manchen etwas unklare Köpfe. In dessen wurden gar keine Exzesse verübt, gar nichts zerbrochen,“ usw.

Groß war die Freude der Eltern, und der Vater antwortete in Schreiben vom 14. und 18. gleichen Monats in recht freundlicher Weise auf die Anzeige



und das Bittgesuch des Sohnes um Geld: „Heute mittags haben Mama, Martin und ich aus einer Flasche 1834er Bodenheimer Traminer das Wohlseyn des neuen Herrn Doctors getrunken. Du hast wohl daran gethan, ohne viel Lärm die ganze Geschichte so schnell zu beendigen; denn obgleich ich ein sehr incompetenter Richter bin, so bin ich doch fest überzeugt, daß dieser Titel dir in deinem Leben manchmahl von Nutzen seyn wird und was die par hundert Thälerchen anbetrifft, welche diese Sache kostete, so gestehe ich dir ebenso gut, daß seit langem keine Ausgabe mich gefreut hat, wie diese. Damit aber der neue Herr Doctor keine Schulden machen müsse, oder doch so bald es wenigstens von mir abhängt, die schon gemachten bezahlen könne, so folgen inliegend 500 Thaler.“

Und: „Ich will später gerne auch vernehmen, wie das Professoren-Essen abgelauffen sey; wenn du nur auch gehörig die Honneurs gemacht hast, und wenn sie auch noch in höherem Grad als deine Freunde (27 Bouteilles p. 11 Mann) sich an dem dortigen Nectar erfreut haben, so brauchst du keinen Vorwurf zu erwarten. Eine solche Ehrensache muß (wenn man es kann) auch auf eine ehrenhafte Weise beseitigt werden; denn es freute sogar mich, als ich in deinem Brief las, daß dieser Anlaß dazu gedient hatte, die in Göttingen befindlichen Schweizer einmahl unter einem Hut versammelt zu sehen.“

Der Verfasser dieses Neujahrsblattes, der fünfzehn Jahre später ebenfalls in Göttingen doktorierte, hat eine angenehme Erinnerung, welche mit Göttingen und dem dort von Jakob Escher abgelegten Examen zusammenhängt. Letzterer wohnte beim Pedell Huch an der Weenderstraße, der auch im Jahre 1856 bei den Doktor-Examen eine gewisse Rolle spielte und jedenfalls einige Erfahrung in der Beurteilung der Kandidaten besaß. Diese bestand eben mehr darin, daß er den Kandidaten sofort anmerkte, ob sie wohl fleißig gearbeitet, oder hingegen sich mehr auf dem Fechtboden oder in den Kneipen bewegt haben. Als nun Huch den Verfasser das erste Mal besuchte und ihm die Zulassung zum Examen überbrachte, versicherte er ihn sogleich, er (der Kandidat) werde gewiß ein vortreffliches Examen bestehen; denn er (Huch) habe seinen Vetter (!), Jakob Escher sehr gut gekannt und erinnere sich, wie dieser ein ausgezeichnetes Examen abgelegt habe. „Ich kenne ein wenig die jungen Herren,“ so schloß er, „und sage Ihnen, die Escher bestehen alle gute Examen.“ Nachdem dann einige Wochen später das Examen des Verfassers ebenfalls gut vorbeigegangen war und der Pedell den Kandidaten in das Ausstandszimmer führte, sagte er zu demselben, noch bevor die Examinatoren ihren Ausspruch getan hatten: „Nun, Herr Doktor, sagte ich's nicht, die Escher machen alle gute Examen?“

### Weitere Reisen.

Am 30. Oktober verließ der neugebackene Doctor juris Göttingen und reiste über Köln und Aachen nach Belgien und von da nach Paris, wo er um Mitte November eintraf. Der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt dauerte etwa ein Jahr und vier Monate, während welcher Zeit unser Freund theils die Gerichtsverhandlungen besuchte, theils auch Vorlesungen über juristische und andere Gegenstände anhörte. Daneben ließ er sich Unterricht in der französischen und später auch in der englischen Sprache erteilen. Es versteht sich, daß er nun auch alle die Kunstsammlungen und übrigen bedeutenderen Merkwürdigkeiten der Stadt besuchte. Dem Theater wurde große Aufmerksamkeit geschenkt, wie Escher dies bis in sein hohes Alter that; und nicht am wenigsten bereiteten ihm mancherlei musikalische Aufführungen große Freude. Escher hatte einen ausgesprochenen Sinn für die Kunst, und durch das viele Schöne, das er im Lauf der Jahre in den Sammlungen und anderswo sah, und durch die treffliche Musik, die er anhörte, erwarb er sich nach und nach ein ungewöhnliches Verständnis in diesen Gebieten. Die Einträge in der Selbstbiographie zeigen auch deutlich, wie scharf und fleißig er immer beobachtete und wie er sich nachher über das Genossene Rechenschaft gab. In Paris lernte unser Freund auch manche junge Schweizer kennen, traf auch dort einige Freunde und Bekannte aus früherer Zeit, so den Kunstmaler Leo Bürkli aus Zürich, der ein Porträt von ihm zeichnete, welches wir auf S. 31 wiedergeben. Unser Freund arbeitete auch zuweilen in den Bibliotheken, so in der bibliothèque royale und der Bibliothèque Geneviève; in der erstern kopierte er Handschriften von Ciceros Werken und sandte dieselben nach Zürich an seine früheren Lehrer F. C. Drelli und Baiter. Auch den Verhandlungen der Pairs- und der Deputiertenkammer wohnte er etwa bei und hörte in denselben einige Debatten von politischer Bedeutung. Den Gottesdienst besuchte er in Paris wieder häufiger und spricht sich u. a. in der Selbstbiographie hierüber folgendermaßen aus:

„Nicht am wenigsten aber bewogen mich zu fleißigerem Kirchenbesuche die sowohl in Form als Inhalt ausgezeichneten Predigten eines der an der genannten Kapelle (der chapelle Taitbout in der rue de Provence) angestellten Geistlichen, Grandpierre. Zwar konnte ich mit manchen von ihm aufgestellten Sätzen nicht einverstanden sein; so z. B. wenn er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben so konsequent durchführte, daß er ohne weiteres alle Heiden als ewig verdammt und verloren ansah, war es mir unmöglich, eine solche Strafe für gänzlich unverschuldete Nichtkenntnis des Christentums mit dem Glauben an einen gerechten Gott zu vereinigen. Aber die schöne Sprache des Predigers und die Wärme des Gefühls und der Überzeugung



Gez. v. Leo Bärfl.

Jakob Escher im Alter von 25 Jahren.

welche aus seinem lebendigen und von aller Affektation freien Vortrage hervorleuchtete, sprachen mich sehr sympathisch an, und dieser Eindruck wurde bestärkt durch die unter den Zuhörern sichtlich herrschende Andacht."

Eine Arbeit wurde auch in Paris nachgeholt, welche noch zum Doktor-Examen in Göttingen gehörte, die Ausarbeitung der Dissertation und zwar über unmögliche Postetativbedingungen. Sie wurde hier verfaßt, nach Göttingen eingesandt und dort gedruckt, kam aber erst gegen Ende des Jahres 1842 zur Verteilung. Sie fand eine günstige Beurteilung.

Im Herbst dieses Jahres machte Escher einen Ausflug nach dem Westen und trat dann am 16. März 1843 die weitere nach England an. In London wurden sehr fleißig die Gerichtshöfe besucht. Escher nahm u. a. besonderes Interesse an der Tätigkeit der Polizeirichter. Er fand in diesen immer tüchtige, aber auch gut besoldete Juristen, deren freiem Ermessen großer Spielraum gelassen war. Was er über diese und andere Gerichtsverhandlungen niedergeschrieben hat, würde den Stoff zu einer eigenen Schrift liefern. Im Anfang

des Monat Mai trat er eine Reise nach dem Westen Englands und nach Schottland an, auf welcher er neuerdings die mannigfaltigsten Wahrnehmungen machen konnte. Namentlich Edinburgh scheint ihn besonders angesprochen zu haben. Am 3. Juni endlich reiste er über Holland und durch die Rheingegend in die Heimat zurück und traf am 24. glücklich in Zürich ein. „Hiemit waren nun meine Lehr- und Wanderjahre zu Ende und es handelte sich darum, in das praktische Leben einzutreten.“ So schließt der bezügliche Abschnitt in der Selbstbiographie.

### Kanzleibeamter und Richter.

Bald nach seiner Rückkehr wurde J. Escher in der Obergerichtskanzlei angestellt, aber zunächst nur als Stellvertreter des Substituten des Unterschreibers, doch dauerte es nicht lange, so rückte er an die Stelle des Substituten vor, womit er aber an die zweite Stelle der Obergerichtskanzlei gesetzt war. Der Obergerichtsschreiber nämlich, Fäsi, war nur noch Titularinhaber der Stelle und funktionierte altershalber nicht mehr.

Unterschreiber war C. Sprüngli-Escher, ein tüchtig gebildeter und scharfsinniger, aber heftischer und sehr reizbarer Mann. Er hatte auch gerade damals einen längeren Urlaub zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nehmen müssen. Schon hieraus geht hervor, daß von Escher nun eine gewaltige Arbeit zu bewältigen war. Hierzu kam, daß damals das Obergericht noch nicht in zwei Abteilungen zerlegt war. Alle Appellationen gegen Urteile der Bezirksgerichte waren vor dem gesamten Gericht zu behandeln, ebenso die sogenannten Justizsachen, d. h. die Rekurse gegen die Verfügungen der Bezirksgerichtspräsidenten, die Beschwerden und was sonst alles an das höchste Gericht zu gelangen hatte. Dieses hielt darum die eine Woche drei, die andere vier Sitzungen; in letzterem Fall Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag. Trafen die Sitzungen auf Samstag, Montag und Dienstag, so waren die Gerichtsschreiber auch über den Sonntag außerordentlich stark in Anspruch genommen und wußten etwa auch sonst nicht, woher sie die für ihre Arbeiten nötige Zeit nehmen mußten. Der Verstorbene macht daher in seinen Aufzeichnungen die launige Bemerkung, es habe einen seltsam anmuten müssen, jedesmal bei Verlesung des Gebets am Anfang einer Gerichtssitzung den Satz wiederkehren zu hören: Gib uns Kraft, daß wir unsere Gedanken aus der Zerstreuung des Lebens sammeln. Von Zerstreuung habe man da eigentlich gar nicht reden können.

Trotz dieser Arbeitsüberhäufung lernte Escher zu jener Zeit noch Italienisch. „Es kam nämlich zuweilen vor,“ so schreibt er einmal, „daß Requisitionen betreffend Einvernahme von Zeugen oder andere Schreiben von Behörden in italienischer Sprache an das Obergericht eingingen, und nun erschien es mir

als eine Schande, daß niemand im Gerichte und in der Kanzlei diese Sprache, die doch eine der schweizerischen Nationalsprachen ist, verstand, so daß man wegen jeder Kleinigkeit sich an einen Experten als Übersetzer wenden mußte. Es war dieses um so bedenklicher, als zuweilen sogenannte Sachverständige nicht bloß die ihnen nicht geläufigen juristischen Ausdrücke mißverstanden, sondern auch sonst der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen waren." Er erzählt dann ein komisches Beispiel. „In einem handelsrechtlichen Prozesse war dem Lehrer und Kenner des Altdeutschen und Professor am obern Gymnasium, Ettmüller, eine Übersetzung aus dem Italienischen übertragen worden. Es handelte sich um eine Lieferung von Flinten nach Italien, und stunden in dem betreffenden Requisitoriale die Worte: *conforme ai campioni* (d. h. musterkonform). Ettmüller übersetzte nun: den Kämpfern angemessen. Im weitem war das fragliche Schreiben unterzeichnet: *il presidente: Olivo Attese*. Hier machte der Übersetzer die Bemerkung, offenbar seien die zwei letzten Worte, die von einer andern Hand herrühren, das Werk eines Spaßmachers, der sich den schlechten Wit erlaubt habe, zu schreiben: der Präsident: einer Olive gleichgeachtet, d. h. nichts wert! Und doch waren diese zwei Worte die Namensunterschrift des Präsidenten, die begreiflicherweise eine andere Schrift zeigte als der von einem Kopisten geschriebene Kontext des Schreibens.“

War auch der Verstorbene der italienischen Sprache nicht so mächtig wie der französischen und englischen, so las er doch mit einiger Leichtigkeit italienische Bücher noch in seinen spätern Jahren. Auch in der schönen Litteratur dieser Sprache sah er sich um und Manzoni's berühmtes Werk: *I promessi sposi* las er wiederholt, indem es ihm das Ideal eines historischen Romans zu sein schien.

Sehr interessant ist, was der Verstorbene über die damaligen Mitglieder des Obergerichts aufzeichnete und wie er sie nach ihren verschiedenen Eigenschaften charakterisierte. Es waren damals neun Mitglieder, in der Mehrzahl Männer ohne juristische Bildung und viele auch in anderer Beziehung nicht hervorragend. Wir heben nur drei davon hervor:

Oberrichter Ammann (auch der Verfasser hat denselben noch wohl gekannt), von Außersihl gebürtig, war eines der tüchtigsten Mitglieder. Zwar hatte er nie wissenschaftliche Studien gemacht, sondern nur durch Arbeiten in Gerichtskanzleien sich die Kenntnis von Gesetzen und des Gerichtsverfahrens erworben, wie sie für einen Richter nötig war. Aber ein scharfer Verstand, verbunden mit großem Fleiße und Gewissenhaftigkeit, befähigten ihn in dem ihm zum Antrag zugewiesenen Geschäften meist das Richtige zu treffen, und die von ihm entworfenen Urteilsbegründungen waren oft sehr gut redigiert. Sehr häufig wurden Ammann als Referenten Rechnungsfreitigkeiten u. dergl. zugeteilt. Dabei kam es aber etwa vor, wie dies meist bei Leuten der Fall ist, die nicht ohne Kenntnis der juristischen Theorie mit gerichtlicher Praxis befaßt, daß er

sich an den Buchstaben einer Gesetzesbestimmung anklammerte und dadurch zu sonderbaren Auffassungen verleitet wurde.

Ein im ganzen nobler Charakter war Elias Keller von Ruffikon, welcher in seinen jüngeren Jahren Offizier in fremden Kriegsdiensten gewesen war und nachher eine zeitlang die Advokatur betrieben hatte. Seine Rechtskenntnis war aber auch eine ziemlich beschränkte. Aus seiner Advokatenpraxis wurde erzählt, er habe einmal, als vor dem Gericht über die Erheblichkeit einer Reihe von Beweissätzen gestritten wurde, und sein Gegner u. a. sich zum Beweise einer Rechnungspost von einem Schilling (= 6 Centimes) auf mehrere Zeugen berufen hatte, an den Gerichtsschranken einen Schilling aus der Tasche gezogen und dem Gegenwalte feierlich überreicht, mit der Erklärung, der Streit über diese interessante Post sei hiedurch erledigt.

Die interessanteste und weitaus bedeutendste Persönlichkeit, welche damals im Gerichte wirkte, war der Obergerichtspräsident Dr. Finsler, ein Mann von ausgezeichnete allgemeiner und juristischer Bildung, von einem musterhaften Fleiß und von vollständiger Unparteilichkeit. Finsler war allen seinen Kollegen weit überlegen, so daß fast immer diejenige Meinung obsiegte und zum Urteil oder Beschluß erhoben wurde, welcher Finsler beitrat. Es war dies nach Escher so sehr die Regel, daß der Unterschreiber Römer während den Beratungen des Gerichtes, so lange andere Mitglieder ihre Meinungen eröffneten, sich gar nicht die Mühe nahm, Notizen zu machen, sobald dagegen Präsident Finsler zu votieren begann, in größtem Eifer zu kritzeln anfang, um dessen Gedanken möglichst mit den nämlichen Worten, wie sie ausgesprochen wurden, zu Papier zu bringen. Finsler verlangte freilich auch, daß die Urteile genau so begründet wurden, wie er die Erwägungen formulierte. Erlaubte sich etwa der Gerichtsschreiber eine Änderung, so mußte er riskieren, daß Finsler bei der Protokollsgenehmigung eine Berichtigung verlangte und seine Fassung wieder in die Redaktion der Erwägungen hineinbrachte.

Finsler studierte die Akten aufs sorgfältigste, hatte ein vortreffliches Gedächtnis, und konnte sich immer ohne schriftliche Notizen alles Wesentliche so gut merken, daß er mit voller Kenntnis des Falles seine Meinung abgeben und begründen konnte. War er aber etwa übler Laune, so verfuhr er gegenüber seinen Kollegen ziemlich rücksichtslos und konnte dann beim Anhören der etwa unbedeutenden Voten derselben leicht die Geduld verlieren. Als einmal ein Mitglied weitschweifig und, ohne großen Eindruck zu machen, sein Referat vortrug, soll ihm der Präsident zugerufen haben: Hü.

Im Jahre 1844 nahm Escher an den Verhandlungen der schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, die in Chur tagte, teil. Er war dort mit seinem Freunde Rölliker eingetroffen, ließ sich als Mitglied aufnehmen und gehörte derselben bis zu seinem Tode an, weshalb er denn auch im Berichte des Prä-

sidenten, der in der Jahresversammlung des letzten Jahres (1909) vorgetragen wurde, mitten unter all den Naturforschern mit einigen Angaben über sein Leben erscheint.

Im gleichen Jahre verlor der Verstorbene seinen geliebten Bruder Martin durch den Tod. „So sehr wir auch,“ schrieb er in seiner Biographie, „den Verlust dieses Familienmitgliedes, welches mit schönen Geistesanlagen und technischen Fähigkeiten einen sanften, liebenswürdigen Charakter verbunden hatte, bedauerten, so sehr mußten wir uns doch mit dem Gedanken trösten, daß, wenn mein lieber Bruder mit seinem ohne Zweifel unheilbaren Übel noch länger gelebt hätte, ihm die Notwendigkeit, manchen Freuden, namentlich auch des Familienlebens, zu entsagen, immer peinlicher geworden wäre.“

Im Jahre 1845 machte unser Freund in seinen Ferien wieder eine Fußreise und zwar diesmal allein in die inneren Kantone. Es mag hier ein kurzer Auszug aus der Reisebeschreibung folgen, da die Leistungen während einiger Tage wirklich recht bedeutende waren. An einem Tag ward von Amsteg nach Wasen, dann über den Sustenpaß bis nach Schwendi und von dort noch nach der Engstlenalp marschiert. Dabei war er 12  $\frac{1}{4}$  Stunden auf den Beinen. Am folgenden Tage war die Tour weniger anstrengend; von der Engstlenalp bis nach Engelberg; tags darauf aber folgte die Besteigung des Urrotstockes.

„Wir stiegen am Morgen des Montags früh,“ so erzählt er, „den im Norden von Engelberg ziemlich steil ansteigenden Berg nach der Abhag-Alp hinauf und wanderten das tief eingeschnittene Horbis-Tälchen rechts unter uns lassend, am Fuße der Rigidalstöcke und des Plankengrates über die Plankenalp und weiter ostwärts bis an den Fuß des Engelberger Rotstockes. Zwischen diesem zur Linken und dem Weißstock oder Wyssig zur Rechten, gelangten wir auf einen sich ostwärts senkenden Gletscher und über diesen, den Schloßstock zur Rechten lassend, auf den Blümlisalpgletscher, welcher die Mulde zwischen Schloßstock, Blackenstock und Urrotstock ausfüllt und nordwestlich nach dem Hintergrunde des Jsentales abfällt. Spalten zeigten sich auf unserm Wege fast keine, und da wir mit Fußeißen versehen waren, konnten wir sicher und ziemlich rasch am obern Rande der erwähnten Gletschermulde, am Fuße des Blackenstockes vorbei, an den Fuß der Pyramide des Urrotstockes gelangen, welche dann auch noch glücklich erstiegen wurde. Die Aussicht von dieser Bergspitze ist eine sehr lohnende; außer einem reichen Kranze von Gebirgen erblickt man auch einen großen Teil des Vierwaldstättersees, namentlich den Urnersee bis Brunnen, dann auch das Schächental, und über Rigi und Mythen hin eröffnet sich eine weite Fernsicht nach der nördlichen Ebene. Als Botaniker freute es mich, hier oben, ganz auf der Spitze, zwischen Felstrümmern neben andern Alpenblümchen auch den ziemlich seltenen Alpenmohn mit weißgelblicher Blüte zu finden.“

„Nachdem wir genügend uns umgeschaut und unsern Proviant verzehrt hatten, eröffnete mir der Führer Imfanger, da der frische Schnee, den wir am Morgen in gefrorenem Zustande leicht überschritten hatten, nunmehr durch die Sonnenstrahlen bereits erweicht sei, würde uns, falls wir auf dem nämlichen Wege zurückkehren wollten, der Marsch über die Gletscher jedenfalls ein paar Stunden in Anspruch nehmen, und es sei zu befürchten, daß wir infolge der von dem Schnee zurückprallenden Sonnenstrahlen schneeblind würden, da wir weder mit Schleiern noch Schne Brillen versehen waren; dies sei aber ein höchst unangenehmes Ubel, nämlich eine sehr schmerzhaft Augenentzündung, die zwar meist in ein paar Tagen vorübergehe, so lange aber den Gebrauch der Augen unmöglich mache, indem beständig Wasser aus den Augen ströme. Wenn ich nicht vorziehe, in das Isental hinunterzusteigen, von wo wir allerdings nicht mehr am gleichen Tage nach Engelberg zurückkehren könnten, schlage er mir deshalb vor, von der Lücke zwischen Blackenstock und Schloßstock direkt auf die Blackenalp (am Wege von Engelberg nach dem Surenenpasse) hinunterzusteigen. Zwar sei dies ein Weg, den man mit Fremden nie mache, aber er kenne diese Gegend, wo er als Knabe Ziegen gehütet habe und dann oft in den Felsen herumgeklettert sei, ganz genau und getraue sich, mich, wenn ich schwindelfrei sei, glücklich ins Tal hinabzuführen. Meinem Führer vertrauend, nahm ich seinen Vorschlag an, und wir stiegen da, wo auf der Dufourkarte die Höhenzahl 2562 angegeben ist, von dem Gletscher in die Felsen hinaus, behielten aber unsere Fußeisen an den Füßen, um auf den abschüssigen Rasenbändern, die wir passieren mußten, nicht auszugleiten. Vom Rande des Gletschers fallen nämlich gegen die Blackenalp Felswände von ungefähr 400 Meter Höhe ab, zwischen denen kleine Bäche Runsen und Schluchten ausgewaschen haben, und an welchen sich hie und da sogenannte Bänder, d. h. mit Rasen bewachsene schmale Vorsprünge horizontal hinziehen. Unsere Aufgabe war nun, bald über diese Bänder, bald mit Benutzung der längs der Bachbeete und Wasserfälle sich findenden Unebenheiten und Vorsprünge im Zickzack bergab zu gelangen. Einige Male mußten wir an ziemlich heiklen Stellen um vorragende Felsköpfe herumklettern, wobei mich mein Führer immer aus Furcht, ich könnte ausglitschen, am Rockschöß hielt. Einige Male sausten auch Steine an unsern Köpfen vorbei, ohne Zweifel in Bewegung gesetzt durch über uns sich tummelnde Gensfen. Schließlich kamen wir glücklich in die Blackenalp und zu der dort befindlichen Kapelle hinab, von wo wir dann ohne weitere Anstrengung talabwärts nach Engelberg marschierten. Nachträglich fand Imfanger, es sei doch sehr riskiert gewesen, mich durch diese „Grütschenbänder“ hinabzuführen, und er würde nie mehr mit einem Herrn diesen Weg gehen.“

Durch diesen Tagmarsch, zu welchem er 10 1/2 Stunden gebraucht hatte, war Escher keineswegs ermüdet und darum von ihm auf den folgenden Tag



die Besteigung des Titlis angefeht worden. Um vier Uhr morgens brach man auf und um acht Uhr wurde die höchste Kuppe, „der Nollen“, erreicht. Nach dem Genuß der herrlichen, fast ganz freien Aussicht, wurde wieder der Rückmarsch angetreten, und derselbe in 2 Stunden 25 Minuten zurückgelegt, so daß man in Engelberg kaum glauben wollte, daß sie wirklich auf der Spitze gewesen seien.

Genau vierzig Jahre später, nämlich im Sommer 1885, erstieg Jakob Escher zum zweitenmal, jetzt in Begleit seiner Söhne Robert und Karl, den Urvirotstock. Diesmal stieg man vom Fiental hinauf und übernachtete in der Hangbaumalp. Am Morgen des folgenden Tages wurde der Berg selbst bestiegen und dann über die Gletscher auf dem oben erwähnten Wege Engelberg zugesteuert. Allerdings machten sich dabei seine siebenundsechzig Jahre insofern geltend, als er beim Hinaufsteigen vom Blümisalpgletscher bis zum Engelberger Rotstock sehr müde wurde, eine halbe Stunde rasten und sich erfrischen mußte. „Indessen,“ so lesen wir, „ging es nachher wieder munter vorwärts, so daß wir in Engelberg punkt ein Uhr eintrafen, als es eben zur Mittagstafel läutete.“

Im Juli 1846 wurde J. Escher von den Wahlmännern des Bezirkes Zürich zu einem Mitglied des hiesigen Bezirksgerichtes gewählt. Er nahm diese Wahl gern an; denn in der neuen Stellung erhielt er nun einen selbständigen Wirkungskreis, indem er an den Beratungen des Kollegiums teilnehmen, in den ihm zum Antrag zugewiesenen Rechtsfachen den Gang des Prozesses leiten und schließlich einen Antrag zum Urteil dem Gerichte vorlegen konnte. Beim Obergericht hatte er nicht einmal beratende Stimme gehabt, und seine Aufgabe war, die Gedanken anderer zu Papier zu bringen. Es herrschte damals in Zürich eine große Aufregung. Die konservative Partei, welche 1839 ans Ruder gelangt war, hatte mehr und mehr von ihrem Übergewicht verloren, und im vorangegangenen Jahre ein Umschwung stattgefunden, wobei die radikale Partei wieder die Oberhand gewann. Es war die Zeit der Freischarenzüge und der Berufung der Jesuiten nach Luzern. In der ganzen Schweiz herrschte eine mächtige Spannung, und die Unzufriedenheit war groß. Es kam schließlich zum Sonderbundskrieg. Die Wahlen in die Gerichte waren von dieser Stimmung mehr oder weniger beeinflusst; doch vermochte Escher durchzubringen. Obschon er auch zur konservativen Partei gezählt wurde, so wurde doch die von ihm bereits an den Tag gelegte Tüchtigkeit und sein lauterer Charakter hoch geschätzt. Von seinen Studiengenossen, mit denen er bisher in der akademischen Mittwochgesellschaft zusammengekommen war, trennte er sich nun. „Alfred Escher und Bolliger, später Regierungsrat,“ so schrieb er, „führten hier namentlich das große Wort und hörten nicht auf, über die konservativen Mitglieder der Regierung, ganz besonders Bluntschli, zu schmähen und zu spotten. Es war mir dies so unangenehm, daß ich mich ganz von der er-

wählten Mittwoch-Gesellschaft zurückzog, und auch den Verkehr mit A. Escher abbrach, wie auch er aufhörte, mich zu besuchen. Ich konnte sein damaliges Auftreten, namentlich seine Beteiligung an der Leitung einer Volksversammlung in Untersträß nicht billigen, indem dort Bluntschli und seine Freunde immer als Anhänger der Jesuiten bezeichnet wurden, während sie alles aufgeboten hatten, um die Berufung derselben nach Luzern zu hindern.“

Auch die Mitglieder des Bezirksgerichtes werden in der Selbstbiographie in sehr zutreffender Weise charakterisiert. Es soll hier nur Einiges von dem herausgegriffen werden, was wir da über den damaligen Präsidenten des Gerichtes, Eduard Ullmer, lesen können. Es ist dies gewiß ein unbefangenes Urteil. Vor allem wird Ullmers tüchtige juristische Bildung, sein großer Fleiß und seine Arbeitskraft gerühmt, auch den von Ullmer herausgegebenen Präjudizien-sammlungen alle Anerkennung gezollt. Als Richter habe er seine Pflichten mit Gewissenhaftigkeit erfüllt, sei vielleicht allerdings in Prozessen, bei welchen die Politik ins Spiel kam, nicht immer unbefangen geblieben. In der Verteidigung seiner Anträge sei er äußerst hartnäckig gewesen, und darin allerdings etwa zu weit gegangen. Er habe zu wenig den Widerspruch der andern ertragen können. Von Bestechlichkeit sei Ullmer ganz frei gewesen, dagegen habe er sich in seinem Privatleben einige Blößen gegeben. Die Pamphlete Dr. Lochers haben ihn in ein ganz unrichtiges Licht gestellt, und er sei unverdientermaßen durch jenen aus der Tätigkeit in den Gerichten hinausgeworfen worden.

Im ganzen fand unser Freund, daß die Tätigkeit eines erstinstanzlichen Richters eine anregende und lehrreiche sei, namentlich gefiel ihm die selbständige Leitung der ihm zugetheilten Prozesse. Seine Anträge zu Urteilen fanden natürlich beim Gerichte meist Anerkennung und die Billigung seiner Kollegen. Etwa einmal kam es aber vor, daß ein von ihm beantragtes Urteil des Bezirksgerichtes vom Obergericht abgeändert wurde, ohne daß er dessen Gründe überzeugend fand. Er hatte einige Mühe, sich hieran zu gewöhnen. „Allein,“ so schreibt er, „man mußte sich dieses eben gefallen lassen, wie ja auch jedes Mitglied eines Kollegiums es ertragen lernen muß, daß die von ihm verfochtene und nach seiner Überzeugung richtige Meinung von der Mehrheit seiner Kollegen verworfen wird.“

Im Sommer 1848 verheiratete sich J. Escher mit Karoline Bodmer, mit welcher er während einundsiechzig Jahren in glücklichster Ehe lebte. Die Hochzeitsreise ging nach Wien, obschon damals diese Stadt sich in einer großen politischen Aufregung befand. Es war die Revolutionszeit; Metternich hatte abdanken müssen; die Revolutionspartei herrschte und der schwache Kaiser Ferdinand hatte sich nach Innsbruck zurückgezogen, wo er sich unter dem Schutze seiner treuen Tiroler sicherer glaubte. Handel und Verkehr hatten durch die Ungewißheit

über den Ausgang der politischen Bewegung gelitten. Nationalgardisten und Studentenlegionen gaben den Ton an und machten sich in den Straßen breit. Die Regierung wagte nicht und hatte nicht die Kraft, dem revolutionären Treiben entgegenzutreten. In den Theatern und in Tagesblättern trat wilde Spottlust zu Tage, und auf den Straßen waren oft recht revolutionäre Szenen, die aber etwa ins Lächerliche gingen, zu sehen. Escher und seine junge Frau schauten einmal einer Feier zu, die darin bestand, daß dem ehernen Standbild Kaiser Josephs II. unter schönen Reden eine schwarz-rot-goldene Schärpe umgehängt wurde.

Von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, nahm das junge Paar Wohnung im Hause des Architekten Ferd. Stadler zu oberst an der Claridenstraße in Enge. Es ist die Besizung, die nachher längere Zeit im Eigentum der Frau Zollinger-Billeter stand und erst kürzlich an Herrn Prof. Tobler-Blumer überging. Etwa elf Jahre später wurde dann eine Wohnung im Hause, jetzt Ecke Bahnhofstraße-Paradeplatz, wo sich die Konditorei Sprüngli befindet, bezogen. Diese Häuserreihe war eben damals neu erstellt worden. Erst im Jahre 1861 erwarb Jakob Escher einen Teil der Liegenschaft zum Grabenhof am Fröschengraben, jetzt Bahnhofstraße und erbaute auf derselben das Haus, in welchem er während der zweiten Hälfte seines Lebens und bis zu seinem Tode wohnte.

Aus J. Escher's Ehe sind vier Söhne und eine Tochter hervorgegangen, von denen aber nur ein Sohn, der jetzige Bezirksrichter Dr. Karl Escher-Prince, den Vater überlebte; ferner aber auch Enkel und Enkelinnen sowie Urenkelkinder.

Im April des Jahres 1851, also im Alter von 33 Jahren, wurde J. Escher vom damaligen Großen Räte zum Mitglied des Obergerichts des Kantons Zürich gewählt. Diese ehrenvolle Wahl bereitete ihm eine große Freude, obschon ihm auch die Tätigkeit im Bezirksgericht viele Befriedigung geboten hatte. In der Appellationsinstanz kommen meist die wichtigeren Rechtsstreitigkeiten aus allen Bezirken des Kantons zur Behandlung. Es mußte sich ihm also da eine noch größere Mannigfaltigkeit in den zu behandelnden Rechtsfragen darbieten. Dann aber war in neuester Zeit das Obergericht bedeutend gehoben worden. Es saßen nun in demselben eine Anzahl tüchtiger Juristen, indem neben Finsler nun auch Allmer, sodann Friedrich Pestalozzi, der spätere Obergerichtspräsident, sowie Escher's Studienfreund J. von Wyß dem höchsten Gerichtshof angehörten. Von dem Zusammenarbeiten mit diesen Männern erwartete er mit Recht fortwährende Anregung, mitunter auch Belehrung.

Bald wurde er auch in die Justizkommission des Obergerichts gewählt, welcher die schriftliche Antragstellung in Rechtstriebsachen und im summarischen Verfahren überhaupt oblag. Am wenigsten angenehm waren ihm die mit den Kandidaten für die Advokatur und das Notariat abzuhaltenden Prüfungen. Escher nahm es eben immer genau und konnte nicht Hand bieten zur Abnahme

eines Examens, wenn das Ergebnis desselben ein unbefriedigendes war. Namentlich fand er es oft recht schwierig bei den Examen der Notariatskandidaten das Richtige zu treffen. Allzu streng durfte man darum nicht sein, weil sonst nicht für alle Notariate wählbare Aspiranten zu finden gewesen wären. Hätte aber das Obergericht umgekehrt minder taugliche Kandidaten für fähig erklärt, so hätte es damit vielleicht einem Notariatskreis, der einen solchen Kandidaten später wählte, einen schlechten Dienst erwiesen; denn die Kreise durften nur geprüfte Kandidaten wählen und mußten sich darauf verlassen können, daß diese dann auch wirklich brauchbare und tüchtige seien.

Der wichtigste Teil aber seiner Tätigkeit im Obergericht, nämlich die Mitwirkung bei Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten, sei es infolge Appellation oder Rekurs, befriedigte ihn in vollem Maß. Über das Unangenehme und Mühsame, das auch hier dem Richter nicht erspart bleibt, wußte er sich hinwegzusetzen. „Auf der andern Seite,“ so schreibt er, „gibt es doch viele Fälle, deren Studium einem Juristen Freude macht; oft handelt es sich darum, aus einem verwickelten Aktenmaterial den wahren Tatbestand herauszuschälen, oder es sind Rechtsätze anzuwenden, deren Auffindung und Begründung einen gewissen Scharfsinn erfordern. Namentlich aber gewährt es immer hohe Befriedigung, wenn man einer Partei, von deren Recht man überzeugt ist, die aber erstinstanzlich unterlegen oder sonst in Gefahr ist, ihr Recht zu verlieren, zum Obliegen verhelfen kann.“ Leider komme es allerdings zuweilen vor, daß man ziemlich sicher überzeugt sei, eine Partei sei mit ihren Behauptungen im Recht, daß man ihr aber nicht recht geben könne, weil nach der Lage der Sache ihr die prozessualische Verpflichtung obliege, die Richtigkeit ihrer Behauptungen darzutun, sie aber dieses zu tun nicht imstande sei. Da komme der Richter dann allerdings leicht in die Versuchung, es, wie man sich etwa ausdrücke, mit dem Beweise nicht genau zu nehmen, d. h. eine Tatsache als erwiesen zu betrachten, obschon für dieselbe nur wenige und nicht entscheidende Indizien vorliegen. Dies sei aber eine große Gefahr, und es habe bei dieser laxern Praxis schon hie und da ein Richter und so auch das Obergericht den sichern Boden verlassen.

Weit lieber beschäftigte er sich mit Zivilprozessen als mit Strassachen, namentlich auch darum, weil man doch auch in zweifelhaften Strassfällen ein bestimmtes Urteil fällen müsse, also entweder einen möglicherweise Schuldigen freisprechen und zu weitem Verbrechen ermutigen, oder aber den Angeklagten mit Strafe belegen, während er vielleicht doch in diesem Fall unschuldig sein könnte. Da gebe es oft schwierige Fälle, und es bleibe dann dem Richter nichts anderes übrig als die Akten möglichst genau zu studieren, das Für und Wider aufs sorgfältigste zu erwägen und schließlich sich daran zu erinnern, daß im Zweifel immer zugunsten des Angeklagten zu entscheiden sei. In dubio pro reo.

Im Anfang des Jahres 1853 ward die Mitgliederzahl des Obergerichts auf zwölf erhöht und eine Zivil- und eine Kriminalabteilung geschaffen. Hierdurch wurden die Mitglieder ganz wesentlich erleichtert, um so mehr, als nun für die schwereren Straffälle das Schwurgericht geschaffen wurde. Von diesem Zeitpunkt an führte nun J. Escher während etwa neun Jahren eine Art Tagebuch, in welchem er merkwürdigerweise u. a. auch seine Wahrnehmungen mit Bezug auf die Witterung aufzeichnete. Von größerem Interesse aber sind die Notizen, die er hier mit Bezug auf die von ihm gelesenen Bücher niederschrieb. Er las nämlich viel und zwar Bücher ganz verschiedenen Inhalts, vor allem juristische, dann aber auch volkswirtschaftliche Schriften, und besonderes Interesse bot ihm, was von der Sozialpolitik handelte. Aber auch die Romane waren ihm ein Genuß, und es wurde in deutscher, französischer, englischer, auch etwa italienischer Sprache gelesen. Die einen Jahre waren es vielleicht nur sechs Bücher, ein anderes dagegen zwölf und noch mehr, denen er seine Aufmerksamkeit schenkte. Daß aber alle diese Schriften mit großer Sorgfalt gelesen wurden, zeigen die im Tagebuch aufgezeichneten Notizen. Bald ist es ein kurz zusammengedrängter Gedankengang, bald nur die Hervorhebung der hauptsächlichsten in der Schrift ausgeführten Gedanken, oder der Leser gibt an, was ihm in derselben besonders gefallen habe, vielleicht auch, was er darin vermisse.

Die Entlastung mit Bezug auf die Arbeiten der Gerichtsmitglieder dauerte aber, wenigstens für Escher, nur etwa zwölf Jahre. Schon seit längerer Zeit hatten sich aus dem Handelsstande Stimmen erhoben, die wünschten, es möchten für Rechtsstreitigkeiten unter Kaufleuten Fachgerichte eingeführt werden und in dieselben Kaufleute nicht bloß als Experte zugezogen, sondern zur Mitwirkung als Mitglieder des urteilenden Gerichts selbst berufen werden. Dr. Ullmer und Professor Treichler wurden dann ins Ausland gesandt, um die Frage zu studieren, und ihr Gutachten über dieselbe abzugeben. Sie schlugen vor, in Zürich, Winterthur und vielleicht auch an einem Hauptorte der Landschaft Handelsgerichte aufzustellen, welche den Bezirksgerichten koordiniert wären und von denen an das Obergericht appelliert werden könnte. Allein hiemit war der Handelsstand nicht zufrieden, indem er fand, bei einer solchen Einrichtung würde einerseits die für Handelsprozesse wünschenswerte rasche Erledigung nicht erzielt, andererseits ließe man Gefahr, daß ein erstinstanzlich vom Handelsgericht richtig gefälltes Urteil in zweiter Instanz von Juristen wieder umgestoßen würde. Man einigte sich dann dahin, für den Kanton nur ein Handelsgericht aufzustellen, dessen Entscheidungen inappellabel wären. Im Gericht sollten je fünf kaufmännische Richter neben zwei Oberrichtern sitzen, von welchen letztern der eine als Präsident die Verhandlung zu leiten hätte. Die Erfahrungen, die mit dieser Organisation seither gemacht wurden, sind durchaus befriedigende. J. Escher, der zwar der Schaffung eines Handelsgerichts, das nur

appellable Urtheile auszufällen befugt wäre, den Vorzug gegeben hätte, wurde nun als Präsident an die Spitze des neu geschaffenen Gerichts gestellt und söhnte sich bald mit der gewählten Organisation aus. Durch geschickten Takt mußte er immer darauf hinzuwirken, daß beide Teile, sowohl die Kaufleute als die gebildeten Juristen in richtiger Weise zusammen wirkten. Die Einführung von Referenten-Audienzen, wodurch auf Beschleunigung des Verfahrens hingewirkt wurde, ist sein Verdienst.

Das Handelsgericht war im Jahre 1866 eröffnet worden. Die Leitung desselben brachte J. Escher eine bedeutende Mehrbelastung mit Arbeit, denn er machte sich's nun zur Regel, die Akten der einlaufenden Handelsprozesse des genauesten zu studieren, bevor er sie dem Referenten zustellen ließ. Beim Obergericht selbst wurde ihm zwar einige Erleichterung gewährt, doch hatte er an all' denjenigen Sitzungen des Gerichts, in denen Zivilsachen behandelt wurden, teilzunehmen. Mehrere Male wäre an ihm die Reihe gewesen, das Präsidium des Obergerichts zu übernehmen, doch schlug er es aus, von der Ansicht ausgehend, daß er dem Gericht und damit der zürcherischen Rechtspflege einen größern Dienst erweise, wenn er das Präsidium des Handelsgerichts führe. Beiden Gerichten zugleich vorzustehen, wäre nicht angegangen. Auch eine Wahl in das schweizerische Bundesgericht, für welches er wiederholt ernstlich in Frage kam, konnte er sich nicht entschließen, anzunehmen.

Als im Früh Sommer 1881 die Gesamterneuerung des Obergerichts vorzunehmen war, erklärte er seinen Rücktritt aus dieser Behörde. Es bestimmte ihn hiezu u. a. auch die Wahrnehmung, daß sein Gedächtnis anfangs, abzunehmen, womit es indes durchaus nicht so schlimm war; dagegen war es begreiflich, daß er das Bedürfnis größerer Ruhe empfand. Dieser Entschluß wurde allgemein in hohem Maße bedauert. Der Kantonsrat bezeugte Escher auf Antrag eines Handelsrichters den Dank für seine langjährige, ausgezeichnete Tätigkeit. Zum Abschied des Zurücktretenden wurde eine besondere Feier veranstaltet, bei welcher der damalige Obergerichtspräsident, Dr. Streuli, Vater, die Verdienste Eschers schilderte. Der Kantonsrat wählte den letzteren dann in das Kassationsgericht, dem derselbe meist als Vizepräsident noch bis ins Jahr 1899 angehörte. In jenem Jahr wurde aber die sechsundfünfzig Jahre dauernde Tätigkeit Eschers in den zürcherischen Gerichten abgeschlossen.

### Anderweitige Tätigkeit.

In den Jahren 1851—1872 gehörte unser Freund auch dem Großen Rat, jetzt Kantonsrat, an. Wie er selbst sagte, trat er in demselben weniger als Redner hervor, indem es ihm nicht gegeben war, auf die Argumente anderer Botanten sofort in treffender Weise zu antworten, und ihm auch das notwendige

Selbstvertrauen zum Auftreten als Redner fehlte. Dagegen war er stets bemüht, in Fragen, welche in das Rechtsgebiet einschlugen, durch genaues Studium der vorgelegten Gesetzentwürfe und durch Anträge theils auf materielle Verbesserung derselben, theils auf genauere Redaktion hinzuwirken. Er wurde denn auch nach der Verfassungsbewegung von 1869 in die sogenannte Redaktionskommission gewählt, für welche er wie geschaffen war.

Eine etwas eigentümliche Stellung nahm Escher ein, als es sich um die Einführung der Schwurgerichte handelte; er war persönlich nicht für die Neuerung eingenommen, sondern eher für die Schaffung eines Kriminalgerichtshofes, vor dem dann allerdings sämtliche Zeugen einzuvernehmen gewesen wären; nicht mehr bloß vor einem Verhörrichter, wie es dazumal der Fall war. Die Aburteilung der Angeklagten durch die Geschworenen hielt er nicht für gut und glaubte, daß dieselben doch nicht in allen Fällen der Aufgabe gewachsen sein dürften, die ganze Aktenlage genau zu überblicken, und die Beweise für und gegen die Schuld sorgfältig gegeneinander abzuwägen. Sein Urteil beruhte auf der gewissenhaftesten Prüfung aller einschlägigen Momente und er hatte sich vorbereitet, um in der Großratsitzung, wo über das Eintreten auf die ausgearbeiteten Gesetzentwürfe zu verhandeln war, einen Gegenantrag zu stellen. Es war dies aber die erste Sitzung des Großen Rates, welcher Escher bewohnte, und die vorberatende Kommission einmütig für die Einführung des Schwurgerichtes. Da getraute er sich denn nicht, wie er sagt, als „homo novus“ allein dagegen aufzutreten, und behielt seinen Antrag in der Tasche. Nachher wurde er vom Großen Rat in die Kommission gewählt, welche den Gesetzentwurf vorzubereiten hatte, und bemühte sich, in derselben als guter Bürger, indem er seine eigene Ansicht jetzt natürlich nicht mehr zur Geltung brachte, dazu mitzuwirken, daß etwas möglichst Gutes geschaffen werde.

In den Jahren 1853 u. ff. saß Escher in der das privatrechtliche Gesetzbuch für den Kanton Zürich ausarbeitenden Kommission, die unter der hervorragenden Mitwirkung Bluntschlis tüchtige Arbeit schuf, ohne für ihre vielen Sitzungen auch nur die mindeste Entschädigung zu erhalten. Escher hält sich in seinen Aufzeichnungen ein wenig darüber auf, daß die Mitglieder bei der Schlußfeier ihr Mittagessen selbst bezahlen mußten, und dazu die Regierung nur etwas Ehrenwein spendete. Auch zeichnet er als Kuriosum auf, daß bei dieser Schlußfeier die Kommissionsmitglieder eigentlich in der Zahl von dreizehn sich hätten zu Tische setzen müssen, wenn nicht auf den Antrag des Dr. Dubs in aller Eile als vierzehnter noch ein Jurist, der nicht der Kommission angehörte, herbeigerufen worden wäre. Es fiel ihm auf, daß gerade ein so frei und fortschrittlich gesinnter Mann wie Dubs einem so abergläubischen Vorurteil glaubte Rechnung tragen zu müssen. In diesen beiden Richtungen ist es nun allerdings anders geworden. Nicht nur würde man sich

über den törichten Aberglauben wegen der „dreizehn“ hinwegsetzen, sondern es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß eine so tüchtige Juristenkommission, wie jene war, für ihre Arbeit honoriert würde.

Escher ward auch zugezogen zur Ausarbeitung des schweizerischen Obligationenrechtes (1878), ebenso zur Revision des zürcherischen privatrechtlichen Gesetzbuches, das 1887 vom Volke angenommen wurde.

Die richterliche Tätigkeit Eschers nahm denselben so sehr in Anspruch, daß er weniger in der Lage war, in Gemeindeämtern mitzuwirken. Als Bürger allerdings fehlte er nicht in den Gemeindeversammlungen, und hat es auch in der neuern Zeit nicht unterlassen, seinen Stimmzettel in die Urne zu legen. Gleichwohl gehörte er in den Jahren 1860—1866 als Mitglied der Stadtschulpflege an. Es war die Zeit der Neuorganisation der städtischen Schulen und der Einreihung derselben in die allgemeine kantonale Schulordnung. Alfred Escher und Professor Rüttimann wirkten da mit, und es hat in jenen Jahren das städtische Schulwesen in der That eine Neubelebung nach verschiedenen Richtungen erfahren. Nur ungern verließ J. Escher diese Behörde, deren Geschäfte ihn meist interessierten; aber es nötigte ihn hiezu die bedeutende Mehrbelastung mit Arbeit, als ihm das Präsidium des Handelsgerichts übertragen wurde. Immerhin hat er während diesen sechs Jahren wenigstens eine Arbeit verrichtet, welche für die Stadt Zürich und ihre Schule von nicht geringer Bedeutung war. Die Regierung wollte jener diejenigen Staatsbeiträge an das Schulwesen nicht zukommen lassen, welche durch das allgemeine Gesetz zugunsten der Schulgenossenschaften des Kantons zu verabreichen waren. Es war namentlich Dubs, der behauptete, die Stadt Zürich sei durch die Aussteuerung am Anfang des vorigen Jahrhunderts, sowie auch durch eine Extrazahlung in den 30er Jahren hiefür bereits abgefunden worden. Die neue städtische Schulbehörde wollte nun dieser Sache einmal auf den Grund gehen, das Verhältnis genau untersuchen und gegen den Staat Zürich den Prozeß einleiten, wenn es sich herausstellen sollte, daß die Stadt in ihren Rechten verkürzt werde. J. Escher erhielt den Auftrag, den Sachverhalt zu studieren und ein Gutachten über die zu tuenden Schritte abzugeben. Es gelang ihm, den klaren Beweis zu leisten, daß die Stadt sich im Recht befinde, und es kam dann auch ein Vertrag mit der Regierung zustande, durch welchen diese wenigstens in einem gewissen Umfang die Ansprüche der Stadtgemeinde befriedigte. Erst die sogenannte demokratische Regierung vom Jahre 1869 wurde der Stadt Zürich im ganzen Umfang gerecht.

Über die Tätigkeit Eschers im Konvent der Zürcher Stadtbibliothek war schon oben die Rede. Hier ist noch zu erwähnen, daß derselbe in den Jahren 1855—1859 Mitglied der Vorsteherchaft der Stadtschützengesellschaft war und im letztgenannten Jahre sogar zum „Obherr“ (Präsident) derselben gewählt



wurde. Die Liebhaberei zum Schießwesen war vom Vater her auf ihn übergegangen. Sehr häufig nahm er an den Schießübungen der Gesellschaft teil und war kein übler Schütze. Mehrere Male war er auch mit dem Vater an die beliebten Zugerchießen gezogen. Sein Onkel, Martin Escher-Hefß, hatte ferner während vieler Jahre mit Auszeichnung den Vorsitz in der Vorsteher-schaft geführt, und so kam es denn, daß unser Freund, wenn auch etwas gegen seinen Willen, dieses Amt übernehmen mußte. Man wollte eben wieder einen angesehenen Mann an der Spitze der Gesellschaft haben, auch einen, der imstande wäre, bei den wichtigen Neuerungen, um die es sich handelte, das Wohl der Gesellschaft ausgiebig zu wahren, und sie bei den mancherlei Verhandlungen, die zu führen waren, richtig zu vertreten. Es war nämlich damals die Erweiterung der Schießlinie durchzuführen und dabei der Widerstand der Gemeinde Wiedikon zu überwinden. Im Zusammenhang damit erfolgte sogar eine Umgestaltung der Gesellschaft. Escher war aber froh, als er sich von dieser „Obherrschaft“, wie er sich ausdrückt, wieder zurückziehen und dieselbe an einen Offizier übergehen lassen konnte.

Unser Freund gehörte auch, wie es so üblich ist, einer Reihe von Gesellschaften als Mitglied an und bekleidete bei denselben etwa die Stelle eines Vorstandsmitgliedes. So stund er bis zu seinem Tode der juristischen Bibliothek-Gesellschaft als Präsident vor, und in der juristischen Gesellschaft hielt er in der frühern Zeit etwa einmal einen Vortrag. Den Versammlungen der sogenannten Gelehrten-Gesellschaft, welche bei der Aufhebung des Chorherrenstiftes am Großmünster in die Fußstapfen der Chorherren getreten war, wohnte er bis in sein letztes Lebensjahr bei. In den späteren Jahren ergriff er bei solchen Anlässen nie mehr das Wort, doch konnte man sich in Privatgesprächen, die man nachher etwa mit ihm hatte, immer überzeugen, daß er der Beratung mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt und auch seine Meinung über das Verhandelte durchaus gebildet war. Für diese Gesellschaft war er in früherer Zeit etwa durch Haltung von Vorträgen tätig; so z. B. hat er einmal eine Abhandlung des Chorherren F. Hemmerlin, die er aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte, vorgetragen, und dazu Notizen über das Leben und die Wirksamkeit des Verfassers mitgeteilt. Auch schrieb er für diese Gesellschaft 1861 ein Neujahrsblatt, nämlich über den im 18. Jahrhundert lebenden zürcherischen Bürgermeister Joh. Konr. Heidegger. Unseres Wissens ist diese Arbeit neben der für die Universität Göttingen bei Anlaß seiner Doktorpromotion verfaßten Dissertation und einer Reihe von kleineren Abhandlungen in schweizerischen, juristischen Zeitschriften die einzige im Druck erschienene. Und doch hat der Verstorbene in seinem langen Leben so viel geschrieben. Auch tat er dies mit großer Leichtigkeit. Seine Ausdrucksweise war eine besonders klare, und die Gedankenfolge immer eine logische.

Escher gehörte auch der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich und der schweizerischen Naturforschenden an und nahm auch an den hier zu verhandelnden Gegenständen immer ein großes Interesse, wenn er auch begreiflicherweise in späterer Zeit nicht mehr in der Lage war, ihren Verhandlungen beizuwohnen. Dagegen war er nie in den Schweizerischen Alpenklub eingetreten. Als vortrefflicher Bergsteiger hätte er dazu wohl große Lust gehabt; doch fand er, als im Jahre 1863 diese Gesellschaft gegründet wurde, er sei schon über die Jahre hinaus, in denen der Mann sich für Unternehmungen von der Art des Alpenklubs eigne.

Noch einer Tätigkeit Eschers in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens ist zu gedenken, nämlich seiner Mitwirkung bei der Edition des Zürcher Urkundenbuchs, dessen Redaktion er neben Staatsarchivar P. Schweizer, jetzt Professor, übernahm. Escher war es übertragen, die Urkunden zu kopieren, und es reichen die von ihm gefertigten Abschriften bis zum Jahre 1336. Es sollen deren im ganzen etwa fünftausend, oft vier Folioseiten umfassend, sein. Der Verstorbene kam mit dieser Arbeit etwa in zehn Jahren zu einem Ende. Sein bereits genannter Mitarbeiter sprach sich bei Anlaß des Todes Eschers in der Zürcher Wochen-Chronik über diese Leistung folgendermaßen aus:

„Man kann im Zweifel sein, ob man bei so hohem Alter mehr die körperliche Seite der Leistung, die Entzifferung der oft undeutlich klein geschriebenen Urkunden, die stundenlange, stehende Beschäftigung des Kopierens und die ganze physische Ausdauer bei dem oft eintönigen Geschäft bewundern soll, oder die geistige Sammlung, die bis ins 91. Jahr hinein nie nachließ und einen vollständig fehlerlosen Text lieferte.“

Für die spätere Zeit kam man dann dazu, für die vorhandenen Urkunden nur noch Regesten (Inhaltsanzeigen) anzufertigen und zu publizieren, und es hat Escher auch noch etwa vierzehntausend Stück von diesen Regesten erstellt und doch war diese Arbeit keineswegs etwa eine mechanische; denn es muß, um sie anzufertigen, vorher die ganze Urkunde sorgfältig gelesen und ihr Inhalt geistig erfaßt werden. Von durchaus zuverlässiger Seite wurde mitgeteilt, daß Escher vom zürcherischen Staatsarchiv am 23. Januar 1909 in gewohnter Weise eine Partie Urkunden zur Anfertigung der Inhaltsübersichten zugestellt worden sei. Am 24. abends erfolgte der Hinschied des 91 jährigen Bearbeiters infolge eines Hirnschlags, und es zeigte sich, daß er in diesen zwei Tagen noch die zu verrichtende Arbeit vollständig getan hatte.

### Schluß.

Eschers Befinden in seinen letzten Lebensjahren war ein durchaus befriedigendes. Machten sich auch hie und da Spuren des Alters an seinem Körper bemerkbar, so konnte er doch bis zu allerletzt seinen Arbeiten ungestört obliegen. Sehr bezeichnend ist, was er im Jahre 1903 mit Bezug auf seine Gesundheit

in die Selbstbiographie eintrug. „Da ich gegenwärtig dem Schlusse meines 86sten Lebensjahres nahe stehe, und es möglich ist, daß mein Leben in kurzer Zeit zu Ende geht, sei es infolge Bruchs eines Blutgefäßes, sei es auf irgendeine andere Art, will ich hier kurz einige Notizen über meinen gegenwärtigen Zustand beifügen. In körperlicher Beziehung erfreue ich mich, abgesehen von der oben erwähnten, drohenden Gefahr von Seite der Blutgefäße, einer so guten Gesundheit wie wohl wenige meiner Altersgenossen. Gesicht und Gehör sind, wenn auch natürlich nicht mehr so scharf wie in jüngern Jahren, doch noch vollständig befriedigend. Ich kann Geschriebenes und Gedrucktes und zwar auch kleinen Druck ohne Brille bei Tag und bei künstlicher Beleuchtung ganz gut lesen, so daß es mir vergönnt ist, meiner Frau, deren Augen schon mehr als die meinigen, an Sehkraft abgenommen haben, durch Vorlesen behilflich zu sein. Auch Herz, Lunge und Magen befinden sich noch in gutem Zustande, so daß ich weder an Asthma, noch an Migräne oder dergleichen zu leiden habe. Ebenso verhält es sich mit den Körperkräften im allgemeinen, so daß ich bei gutem Wetter täglich Spaziergänge von ein oder auch zwei Stunden machen kann. Auch habe ich dieses Jahr wie immer vorher in der Badanstalt am Stadthausplatze im Juni und dann wieder von August bis in die ersten Tage Octobers bei günstiger Witterung gebadet.“

Als Beispiel dafür, daß sowohl er als Frau Escher noch ziemlich gute Fußgänger seien, wird erwähnt, daß sie im August des genannten Jahres an einem schönen Sonntag vom Forsthaus im Sihlwald in 1 Stunde und 17 Minuten das Albishorn bestiegen und dann in 55 Minuten den Abstieg zurücklegten. Auch die Geisteskräfte waren in noch durchaus befriedigendem Zustande. Mit Bezug auf weiter zurückliegende Ereignisse war ihm das Gedächtnis treu geblieben, während er allerdings etwa kurz nach Verrichtung eines Geschäftes sich nicht erinnerte, ob dasselbe schon abgetan sei oder nicht. Auch fiel es ihm etwa schwer, sich verwickelte tatsächliche Verhältnisse, z. B. eines Rechtsstreites klarzumachen.

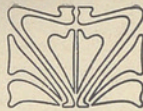
Auch im Jahre 1906 wurden noch ähnliche Einträge in die Selbstbiographie gemacht. Weder Escher noch seine Frau bedurften in jenem Jahre ärztlicher Hülfe. Die Seebäder wurden noch regelmäßig fortgesetzt und sogar noch einmal die Besteigung des Albishorn unternommen. Eschers körperliche Gesundheit während seinem ganzen Leben ist überhaupt sehr bemerkenswert. Er scheint eigentlich nur eine ernstere Krankheit durchgemacht zu haben. Im Jahre 1859, nachdem er in das noch nicht gänzlich ausgebaute Haus, jetzt Ecke Bahnhofstraße-Paradeplatz (Ronditorei Sprüngli), eingezogen war, befiel ihn bald ein gichtartiges Leiden, das seine Kräfte sehr herunterbrachte und von dem er erst nach längerer Zeit wieder frei wurde. Sein Körper war von Hause aus sehr stark, und er trug jederzeit durch weise Mäßigung in allen Genüssen und dadurch, daß er

trotz vieler Arbeit doch diese nie übertrieb und sich immer wieder die nötigen Ruhepausen gönnte, zur Schonung der Kräfte desselben möglichst bei. Besonders merkwürdig ist, daß ihm die Gesundheit der Augen bis zu seinem Tode erhalten blieb. Wie mancher hat sich schon in der richterlichen Tätigkeit durch das Aktenstudium die Sehkraft der Augen zugrunde gerichtet! In Eichers Berufstätigkeit spielte das fleißige und sorgfältige Studieren der Akten zwar auch eine äußerst wichtige Rolle, und er hat dann zudem noch in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens durch das Lesen und Kopieren unzähliger alter Urkunden seine Augen noch ganz besonders in Anspruch genommen, und doch ist ihm das Licht derselben bis zu seinem Hinschied treu geblieben.

Jakob Eichers Leistungen im Gerichtssach waren äußerst erfolgreiche und nützliche. Der Verfasser dieses Neujahrsblattes, der selbst Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts als Sekretär beim Obergericht funktionierte, erinnert sich noch sehr gut an das treffliche Zusammenarbeiten von einer Anzahl der Gerichtsmitglieder in jener Zeit. Finsler, Ullmer, F. Pestalozzi, F. von Wyß und auch Ammann und Gwalter waren jeder in seiner Art vorzügliche Richter und ergänzten sich trefflich. Eicher stand bei den andern in hohem Ansehen, und es legen die von ihm gemachten Aufzeichnungen Zeugnis dafür ab, daß er sich von seinem Tun und Lassen nach allen Richtungen selbst Rechenschaft gab. Eine seltene allgemeine und juristische Bildung zierten den Verstorbene; nach und nach hatte er sich auch eine ungewöhnliche Kenntnis des zürcherischen Rechtes und reiche Erfahrung in der Gerichtspraxis erworben. Er war jederzeit gut vorbereitet, und trat an die Streitfälle, die er zu entscheiden hatte, immer mit großer Objektivität und Unbefangtheit heran. Seine Voten waren kurz, wie er ja nie viele Worte gemacht hat, aber klar und bestimmt; musterhaft endlich seine Unparteilichkeit. Auch als Mensch zeigte Jakob Eicher bedeutende und bemerkenswerte Eigenschaften in großer Zahl, wenn er auch allerdings nie darauf ausging, sie hervortreten zu lassen. Seine geistige Begabung war eine ungewöhnliche; vermöge derselben hätte er im politischen Leben eine bedeutende Rolle spielen können, doch hatte er hiezu durchaus keine Lust. Kein Ehrgeiz trieb ihn dazu an; alles Strebertum lag ihm ferne. Er hatte sogar etwas Trockenheit in seinem Auftreten nach außen; doch war der inwendige Mensch — man sieht dies in der Selbstbiographie — desto lebendiger und gediegener. Beharrlichkeit und Klugheit waren Eigenschaften seines Charakters. Die zu fassenden Entschlüsse wurden immer wohl überlegt, in der Ausführung aber war Eicher entschieden und fest. Mäßigkeit und Fleiß zierten ihn von der Jugend bis ins höchste Alter. Unser Freund ging gern seinen eigenen Weg und ließ sich nicht mit jedem ein, doch sah er auch nie vornehm auf andere herab. Für Fragen des politischen, wie auch, wie wir gesehen haben, des religiösen Lebens, galt bei ihm der Spruch: „Prüfet alles, behaltet

das Gute." Am Interesse für die soziale Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft fehlte es ihm nicht, und er sah wohl ein, daß die jetzigen Zustände sehr vieles zu wünschen lassen und schon nach einer höhern Weltordnung die Verbesserung oder Umgestaltung derselben nach vielen Richtungen kommen müsse, wie er denn überhaupt neuen Ideen und ihrer Durchführung durchaus nicht abgeneigt gewesen ist; doch war er kein Freund aller Übertreibungen, und konnte nur Hand bieten, wo er eine Neuerung als wirklich gut und durchführbar erkannt hatte.

Jakob Eschers hohe Verdienste um die zürcherische Rechtspflege werden auch in späterer Zeit noch lange anerkannt werden. Wer aber dem Verstorbenen näher gestanden und seine trefflichen Eigenschaften des Geistes und Charakters gekannt hat, wird ihm seine Hochachtung nicht versagen, und ihm immerdar ein treues Andenken bewahren.





# Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

## Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.  
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manes. 2 Hefte.  
1851. Leben Johann Kaspar Drelli's.  
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.  
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. 2 Hefte.  
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.  
1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.  
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.  
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.  
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.  
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.  
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer.  
1865. Erinnerungen an Zwingli.  
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.  
1867. Das Freischießen von 1504.  
1868. Der Kalender von 1508.  
1869. Herzog Heinrich von Rohan.  
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.  
1871. Konrad Pelikan.  
1872—1873. Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.  
1874. Die Legende vom heil. Eligius.  
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.  
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.  
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.  
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Grossmünster.  
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Bögelin, Dr. thool., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.  
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Bögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte.  
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.  
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Megidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.  
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.  
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.  
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.  
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Theodor Vetter.  
1894. Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.  
1895. Die Wätsche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich, von Ricarda Huch.  
1896. Joh. Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß, von Dr. Conrad Escher.  
1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799, von H. Zeller-Werdmüller.  
1898. Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur, von Theodor Vetter.  
1899. Der „Überfall von Nidwalden“ (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Conrad Escher.  
1900. Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuscripte seines Biographen Wilhelm Füßli.  
1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536), von Ernst Diener.  
1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Händels, von Theodor Vetter.  
1903. Johann Heinrich Schinz, ein Zürcherischer Staatsmann und Geschichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.  
1904. Der Zürcherische Hilfsverein für die Griechen 1821—1828, von Alfred Stern.  
1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeister (1520—1592), von Dr. Conrad Escher.  
1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558, von Dr. T. Schieß, St. Gallen.  
1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.  
1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Harburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel. Von Hermann Escher. 2 Hefte.  
1910. Dr. jur. Jakob Escher-Bodmer, gew. Obergericht (1818—1909), von Dr. Conrad Escher.

